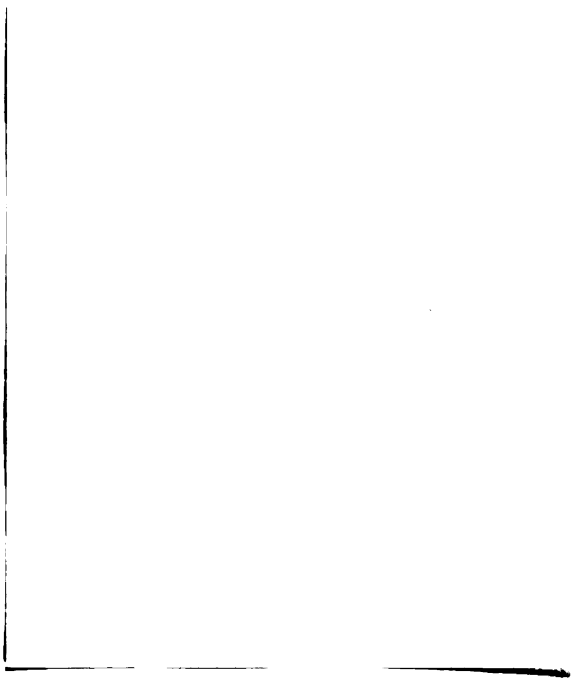
GR
1
D48 +
v.13

CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

BOUGHT WITH THE INCOME
OF THE SAGE ENDOWMENT
FUND GIVEN IN 1891 BY
HENRY WILLIAMS SAGE

DATE DUE



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 092 277 858

02
13

# Das östliche Deutschböhmen.

# Deutsche
# olkskunde
aus dem
tlichen Böhmen

von
**Dr. Eduard Langer**
Braunau i. B.

1913.

XIII. Band. 1. und 2. Heft.

# Inhalt.


Seite

Nach der Völkerschlacht. Friedensfeier in Braunau, Politz und Schatzlar im Jahre 1814. (Mit Abb.) . . . . . 3

Die Freischar des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels in Nachod und Braunau und ihr Zug bis zur Nordsee 1809. Von Dr. W. Dolch . . . . . 12

Bauten im Braunauer Ländchen. Das letzte Laubenhaus in der Stadt Braunau. Von Dr. W. Dolch. (Mit 4 Abb. und 1 Plane) . . 22

Volkstümliche Dichtung . . . . . 35

Tanzunterhaltungen im Stadtsalon und in der Dorfschänke, geschildert von einem Dorfburschen (35). Der Tanz (42). Unterhaltung und Geselligkeit (48).

Sage und Brauch aus dem Isergebirge. (Fortsetzung vom XII. Bande) 50

Die Elfen (50). Die Waldgeister (51). Wassermannssagen (66). Der Drache (87). Der Wald- oder Nachtjäger (90).

Mundartliches und Abergläubisches . . . . . 63

XVI. Aus Morchenstern und Umgegend . . . . . 63



Die „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ erscheint in Heften viermal jährlich, u. z. nach jeweiligen 4 Wochen vorangegangenen Abschlusse, unterm 31. Jänner, 30. April, 31. Juli und 31. Oktober des Jahres. — Nachdruck von Text oder Abbildungen sowie Übersetzung des Inhaltes ist ohne Zustimmung des Herausgebers nicht gestattet.

Der **Preis dieses 6½ Bogen umfassenden Doppelheftes** beträgt 1 K 70 h österr. Währ. oder 1 ℳ 44 Pf Reichswähr., im Buchhandel 1 K 95 h (1 ℳ 63 Pf). Die Abnahme eines oder mehrerer Hefte verpflichtet nicht zur Fortsetzung. Zahlungen in Österreich erfolgen franko auf das Postsparkassenkonto des Herausgebers, Nr. 16846; Zuschriften, Telegramme u. dgl. sind an die Adresse „Dr. Langer, Braunau in Böhmen“ zu richten.

**Selbstverlag.**

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber **Dr. Eduard Langer** in **Braunau**, Böhmen.

Druck bei L. Schirmer, Buchdrucker in Glatz.

# Das östliche Deutschböhmen.

# Deutsche Volkskunde

aus dem

## östlichen Böhmen

von

Dr. Eduard Langer

Braunau i. B.

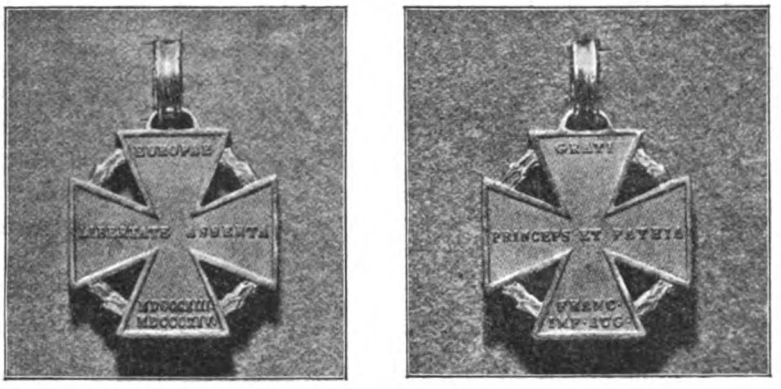
XIII. Band. 1913.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Die „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ erscheint jährlich in 4 Heften. Nachdruck oder Übersetzung derselben ist ohne Zustimmung des Herausgebers nicht gestattet.

**Selbstverlag.**
Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber **Dr. Eduard Langer** in **Braunau**, Böhmen.

Druck bei L. Schirmer, Buchdrucker in Glatz.



Vorder- und Rückseite eines Offiziers-Gedenkkreuzes aus dem Jahre 1814.

# Nach der Völkerschlacht.

## Friedensfeier in Braunau, Politz und Schatzlar im Jahre 1814.

Unter den vielen Feierlichkeiten, mit welchen der am 31. März 1814 erfolgte Einzug der Verbündeten in Paris einerseits und der daselbst am 30. Mai 1814 geschlossene erste Friede anderseits verherrlicht wurden, ragen insbesondere jene Festlichkeiten hervor, welche zu Ehren Kaiser Franz des I. anläßlich seiner Rückreise aus der Hauptstadt Frankreichs in Deutschland und im österreichischen Reiche, vor allem seines Einzuges in Wien, veranstaltet wurden, sowie die besonderen Friedensdankfeste, die über behördliche Anordnung in Österreich im allgemeinen gefeiert wurden.

Was nun zunächst die Festlichkeiten aus Anlaß des Einzuges der Verbündeten in Paris betrifft, enthält das vom nachmaligen Bürgermeister Johann Nepom. Linde 1792 angelegte „Gedenkbuch der Stadt Braunau", bezeichnet mit VII, 32, bezw. H. 21, auf Fol. 20 r., nachstehende Eintragung:

„Danksagung wegen Einzug der Allirten in Paris.

Aº 814 den 17. April wurde mittelst Circularverordnung vom 13. April Nº 206 angeordnet, ein öffentliches Dankfest wegen der Einrückung der allirten Truppen in Paris abzuhalten. Diese allirten Truppen rückten den 31. März 814, nachdem sich Talleyrand, Herzog von Benevent, und durch ihn die sämtliche Bewohner von Paris

wider Napoleon erklärt hatten, größtentheils friedlich in Paris ein, wo die 3 Souveraine mit lautem Jubel und Freude empfangen wurden. Napoleon trat hierauf seine Regierung ab, wurde auf die Insel Elba verwiesen und Ludwig der 18te aus der vorigen Dynastie der Bourbons wurde zum König von Frankreich und Navarra ausgerufen. Die Stadt wurde wegen diesem glücklichen Ereigniß Abends beleuchtet und auf dem Stadtwalle wurden Pöller abgefeuert."

Weit großartiger gestalteten sich aber die Festlichkeiten nach dem geschlossenen Pariser Frieden. In dieser Hinsicht wurde ich vom Herrn Lehrer J. Meißner in Morchenstern auf ein zweibändiges Werk aufmerksam gemacht, das aus diesem Anlasse von dem Wiener Magistratsbeamten Joseph Rossi mit Unterstützung der höchsten Stellen sowie der politischen und autonomen Behörden im Jahre 1814 und 1815 herausgegeben wurde, und das im I. Bande die Festlichkeiten anläßlich der Rückkehr Kaiser Franz I. von Paris bis Wien und die dortigen Festlichkeiten ausführlich beschreibt, während der II. Band als Fortsetzung die in den anderen Provinzen Österreichs veranstalteten Friedens- und Freudenfeste schildert.

Dieses auch in meinem Besitze befindliche Werk in Quartformat (23,5×19,5 cm) ist betitelt: **„Denkbuch für Fürst und Vaterland.** Herausgegeben von Joseph Rossi, Wiener Magistrats-Beamten. Erster (Zweiter) Band. Der ganze reine Ertrag ist zur Unterstützung der im letzten Kriege verunglückten Bewohner der Gegenden bey Kulm und Töplitz bestimmt. Wien 1814. (1815). In Commission bey J. B. Wallishausser. Gedruckt bey Mathias Andreas Schmidt."

Aus den im II. Bande veröffentlichten Beschreibungen gedachter Dankfeste, welche, soweit sie das östliche Böhmen betreffen, 17 Orte, bezw. Herrschaften behandeln,[1]) lasse ich nunmehr jene Schilderungen folgen, die von Braunau, Politz und Schatzlar dem Herausgeber Rossi übermittelt wurden.

Was Braunau anbelangt, will ich nur noch vorausschicken, daß auch das oben angeführte, von mir eingesehene Gedenkbuch der Stadt Braunau auf Fol. 21 v. u. ff. eine auf dieses Dankfest bezughabende Eintragung

---

[1]) Es sind dies aus dem damaligen Königgrätzer Kreise: die Stadt und Grenzfestung Josefstadt, Stadt Braunau, Stadt Politz, Markt Schatzlar; aus dem Chrudimer Kreise: Herrschaft und Stadt Pardubitz, Stadt Hohenmaut, Städtchen Hlinsko; aus dem Časlauer Kreise: Stadt Polna, Herrschaft und Stadt Chotieborž, Stadt Deutschbrod, Stadt Humpoletz, Herrschaft und Städtchen Windisch-Jenikau, Markt Janowitz, Herrschaft und Stadt Ledetsch, Herrschaft Molleschau, Herrschaft Sehuschitz, Herrschaft und Städtchen Swietla.

enthält, die bis auf einige Unterschiede in der textlichen Aufeinanderfolge und einige von mir mittels Fußnoten ersichtlich gemachte Abweichungen, bezw. Zusätze, dem sonstigen Inhalte nach mit der bei Rossi abgedruckten Beschreibung bis auf den Schluß übereinstimmt, weshalb ich die Wiedergabe der letzteren hier im textlichen Teile vorgezogen habe. Trotzdem muß angenommen werden, daß der Chronist des Braunauer Gedenkbuches auch der Verfasser und Einsender dieser gedruckten Beschreibung gewesen ist. Derselbe leitet aber diese Beschreibung im Braunauer Gedenkbuche nachstehends ein:

„Dankfest wegen Frieden.

Gemäß kreisämtlicher Verordnung vom 4. Juli 814 Nº 412 wurde wegen dem erkämpften Frieden mit Frankreich auf den 17. Juli 814 auf dem Lande ein Dankfest angeordnet, in dessen Folge wurde auch am 17. Juli ein feyerliches Te Deum abgehalten, wobey der Magistrat und die sämtlichen Repraesentanten dann die zahlreiche Bürgerschaft erschienen ist. Da jedoch die sämtlichen Bewohner wünschten dieses Fest mit mehr Auszeichnung zu feyern, die Zeit aber hiezu zu kurz war, so wurde die Illumination auf nächst kommenden Sonntag, nemlich den 24. Juli, angeordnet. Dieser Tag nun fing eben mit feyerlichem Gottesdienste an, wobey sowohl Pöller abgefeyert als auch von dem hier stationirten H(errn) Lieutenant Troßt Dechargen durch seine Mannschaft veranlaßt wurden. Um 8 Uhr Abends wurde die Stadt illuminirt, darunter zeichneten sich nachfolgende Gebäude aus:[1])

Die auf Seite 208 bis 210 des Denkbuches von Rossi abgedruckte Beschreibung lautet folgendermaßen:

## Stadt Braunau.

Gleich allen getreuen Städten ward auch hier der Vormittag dieses Tages der Andacht geweiht. Um 8 Uhr abends wurde die Stadt nach einem Signalschuße illuminiert, wobey mehrere Häuser mit transparenten Inschriften versehen waren, und zwar:

In der Vorhalle an der Pfarrkirche waren die Adler und Wappen der sämmtlichen hohen Verbündeten transparent angebracht. In der Mitte stand ein Kruzifix, darunter die Worte: Pax vobis.[2])

---

[1]) Nunmehr folgt dieselbe Beschreibung wie bei Rossi, beginnend mit dem zweiten Absatze „In der Vorhalle an der Pfarrkirche . . .“ — [2]) Zusatz im Braunauer Gedenkbuche: Das Herr Gott dich loben wir wurde dabei deutsch gesungen.

Im großen mittleren Turmfenster des Rathhauses sah man einen Genius, die Erdkugel mit einem Zirkel messend, mit der Unterschrift: Suum cuique. Um den seit Kaiser Ferdinand II. auf dem Rathhause abgebildeten Adler war ein Kranz angebracht, welcher, reich mit Lampen[1]) beleuchtet, einen schönen Anblick gewährte.[2]) Das Fenster der Rathsstube rechts am Adler hatte die Inschrift:

Vereinigt überwanden Sie den Unüberwindlichen.
Heil Ihnen!
Aber dreimal Heil dem Großen, der sich selbst überwand.
Heil Franz dem Einzigen!

Das Fenster links enthielt das Chronograph:

HoCh Lebe OesterreIChs KaIser, Vngarns,
VnD BoehMens geLIebter KoenIg!

In den Fenstern[3]) der Wohnung des ersten Herrn Rates Johann Rudolf Pollak:

1. Drei Palmzweige, verbunden mit einer Schleife. Darunter:

So vereint im Freundschaftsbunde,
Fällt kein blutig Opfer mehr;
So verheilet bald die Wunde,
Und zum Thyrsus wird der Speer.

2.[4]) **Sch**warz
**W**ar die Nacht
**A**m Horizont, die
**R**uhe war verschwunden.
**Z**ürnend
**E**ntzog sich
**N**achts der Mond
**B**eklommen, überwunden.
**E**ndlich erwacht mit
**R**iesenkraft,
**G**erächet, bricht der Tag an.

Alle Fenster des städtischen Theatersaales waren mit Inschriften versehen. Im Giebelfenster las man in einem Kranze von Sternen das Wort: Ihm, in den übrigen Fenstern aber eingeteilt das Chronograph:

---

[1]) Im Braunauer Gedenkbuche: mit sehr nach einander befindlichen Lampen. — [2]) Im Gedenkbuche: sich sehr gut ausnahm. — [3]) Ebenda: „In dem ersten Fenster." — [4]) Ebenda: „Im zweiten Fenster."

**Lob, RVhM, DanCk, Preis, Ehre, Innige**
**LIebe Vor aLLen.**[1])

In den übrigen vier hohen Fenstern des ersten Stockes waren passende Inschriften angebracht.[2])

Bey dem bürgerlichen Rosoglioſabrikanten J. N. Feitſch:[3])

Eine Landschaft. Der Regenbogen am Firmamente. Seitwärts eine fliegende Taube mit dem Ölzweige und den Worten:

Der Sturm ist verbraust, ich kehre wieder.

Der 80jährige Greis Herr Kaufmann J. B. Feitſch[4]) hatte folgende, von ihm selbst verfaßte Inschrift angebracht:

Wen heute unser Fest nicht rührt,
Nicht Fried in seinem Munde führt,
Der ist nicht wert, den Ring zu sehn,
Wo unsre Bürger freudig stehn.

Der Herr Medicinae Doctor Seraph. Kneißler hatte vier Fenster mit folgenden Inschriften in buntfarbigen Kränzen verziert:

1. Heil unserm Kaiser Franz,
2. Den wackern Preußen Ehre,
3. Den Rußen deutscher Kranz,
4. Preiß seinem tapfern Heere.

Bey dem stiftämtlichen Rentmeister Herrn Wanisch drei Chronographica:

---

[1]) Abweichend vom Braunauer Gedenkbuche, wo diese Stelle ausführlicher lautet: „. . . in einem Kranze von Akanthus mit flimmernden Sternen statt der Blühten in dessen Mitte auroraſarbig: Jhm. In den 4 Quadratfenstern des zweiten Stockwerkes: In einem Kranze von Eichenlaub: Lob, Ruhm, Danck. In einem Kranz von Lorbeeren: Preis, Ehre. In einem 3ten von Mirthen u. Roßmarin: Innige Liebe. Und im 4ten Kranz v. Palmen: Vor allen. Alles in Regenbogenfarben bis auf die zählenden Buchstaben, welche die Jahreszahl 814 ergeben." —

[2]) Ausführlicher im Braunauer Gedenkbuche, wo diese Stelle lautet: „In den 4 hohen Fenstern des ersten Stockwerkes im farbigen bunten Lichte:

Im ersten:
Nicht Eichenlaub
Preis fromm beschirmter Flur
Nicht Lorbeerreis
Lohn hoher Tapferkeit.

Im zweiten:
Den Siegern sie
Und Helden, Dankespflicht
Im Stern erblühet
Windet Dorn zum Kranz.

Im dritten:
Der einzige ziemt
Europens Heiland nur
Mit Schmerz errungen
Zur Unsterblichkeit.

Im vierten:
Nemt nicht den Großen ihn,
Den Einzigen nicht,
Er ist nur Er,
Der Völker Vater Franz."

[3]) und [4]) Richtig Fritſch.

SChneLLe EnDsChaft eInes zWanzIgIaeh-
rIgen KaMpfes.
EIn aLLgeMeIner FrIeDe ersChaLLt zV
Vnserer ZeIt.
SChWarzenberg eIn BoehMe erfoCht In
FrankreiCh Den SIeg.

Bey der Tiſchlerswitwe Roſenberg:

Es lebe Schwarzenberg und der Kaiſer,
Darum beleuchten wir die Häuſer.

Bey der Kaufmannswitwe Barbara Schmidt. In zwei Fenſtern:

1. Moege EVropens sChoener VereIn
Stets aLLeIn herrsChenD seIn.

2. Es leben die Verbündeten.

Der Kaufmann Herr Joſef Meißner hatte in drei Fenſtern bloß aus farbigen Lampen die Buchſtaben zuſammengeſetzt **A. F. W.** Darunter die Inſchrift:

Einigkeit gründet das Glück Europens.

Der Kaufmann Herr Benedikt Pohl in drei Fenſtern. Die Symbole der Landwirthſchaft, der Literatur und der Kriegskunſt. Unter dem erſten: Sie nährt, unter dem zweiten: Sie lehrt und unter dem dritten: Sie wehrt. Alle drei gleich nöthig.

Bei dem Maler Herrn Weißer das Chronograph:

Lange Lebe KaIser Franz
AVCh DIe VereInIgten MaeChte.[1])

In der Stadt zog eine Muſik über den Ring und die Gaſſen, wobei das beliebte Volkslied: „Gott erhalte“ uſw. von allen Anweſenden mit Herzlichkeit geſungen wurde. Nach jeder Strophe gab der daſelbſt ſtationierte Herr Cordons-Lieutenant Troſt eine Decharge, die durch die Pöller von den Wällen beantwortet wurde. Gegen 10 Uhr brannte der ſtädtiſche Apotheker Dauſcha ein indianiſches Weißfeuer an der Kapelle[2]) mitten auf dem Ringe ab, welches den ganzen Platz auf einmal, gleich der Mittagsſonne, erleuchtete. Gegen 1 Uhr nachts endigte dieſes frohe

[1]) Die Abſätze von „Der Herr Medicinae Doctor Seraph. Kneißler, . . .“ bis „Bey dem Mahler Herrn Weißer, . . .“ ſind im Braunauer Gedenkbuche nicht enthalten. — [2]) So wird die große Marienſtatue daſelbſt genannt.

Fest. Der geprüfte Herr Rath Pollack, sowie der oberwähnte Herr Doktor Kneißler, der Herr Kapellan Thaddäus Blahaut, und die Herrn Räthe Wagner und Dauscha trugen das Ihrige zur Verherrlichung dieses Festes bei.[1])

Im Anschlusse an die Beschreibung des Dankfestes von Braunau bringt das Rossische Denkbuch auf S. 210—211 eine solche von Politz, wobei es von besonderem Interesse ist, daß diese Braunau benachbarte, heute tschechische Bezirksstadt, am Rathausgebäude nebst einer lateinischen und tschechischen auch deutsche Inschriften angebracht hatte. Aber auch die sonstigen oben angeführten Orte mit tschechischer, bezw. überwiegend tschechischer Bevölkerung, von welchen solche Dankfeste beschrieben werden, haben sich für ihre diesbezüglichen Festinschriften zu jener Zeit noch vielfach der deutschen Sprache bedient.

## Stadt Politz.

Daselbst wurde nebst der allgemeinen Feyer, bei der abendlichen Illumination das Rathhaus vorzüglich decorirt und beleuchtet, welches der würdige Bürgermeister Herr Thadäus Luniatscheck veranstaltete. Das ganze Frontispicium des Rathhausgebäudes, sammt dem Thurme war mit mehreren hundert Laternen, dann die sämmtlichen Transparente durch 400 Lampen erleuchtet. Auf dem Thurme, welcher in der Mitte dieses Gebäudes empor steigt, unter der Uhr war der k. k. österr. Adler, mit Öhlfarbe gemahlt angebracht, worunter das Chronograph sich befand:

RIChtIg Ist es, reDLICh Waehrt aM
Laengsten.

Rechts und links am Hause war der russische und preußische Adler mit den Inschriften:

Alexander von Norden her, sprach Friede,
und kein Morden mehr.

---

[1]) Abweichend vom Braunauer Gedenkbuche, wo der Schluß lautet: „In der Stadt zog eine Musik über den Ring und die Gassen und die Cordonsmannschaft feuerte mehrmal dazwischen ab. Das Kloster illuminirte nicht, es gab aber 100 Fl. zu Hilfe auf das Schießpulver für den H(errn) Lieutenant. Mehrere Bürger hatten auch mehr oder weniger bedeutende Transparente. Der bürgerliche Apotheker Vinz. Dauscha brannte an der Kapelle ein Indianisches Weißfeuer ab. Gegen 1 Uhr nach Mitternacht endigte in bester Ordnung dieses Fest, mit allen heißen Segenswünschen für das Wohl des erlauchten Kaiserhauses."

Dann:

O! ewig ſei der Bund, Schwur Wilhelms
edler Mund.

Zwiſchen dieſen beyden Adlern in der Mitte unter dem öſterreichiſchen Adler, waren folgende 13 Carmina zu leſen:

Iam fausti vestrAs in jubila Solvite voceS
Non nocituRa paraNt nigrI arma cyClopes in antrO
Necve Furens locat in Campis Mars pinguIbus agmeN
Vi unitA clausum est Jani per saecVla limeN
Mundique pLagas nunc floret pacIs olivA
Et tangEt crescens ramosum nubiLa culmeN
Radix fiXa in corde Trium manet Hocce tenacI
O melior terrAe vultus forE protinus alteR
Sic flore aeterNo compLectens omnia nexU
Magnificemus concorDes aniMo prout aequum esT
Et reges celebres aRmIs simul et pietatE
Nomina facta hilarI cantate heroica vultV
Sic vivat mens UNA TRIUM SempErve colatuR

Die großen Anfangs- und Endbuchſtaben, welche grün waren, werden auf der einen Seite herunter, auf der letzten Zeile quere hinüber und auf der anderen Seite hinauf geleſen, und zwar: Innumeros mens una trium servetur in annos. Die drey Nahmen in der Mitte, deren Buchſtaben roth waren: Francisci, Alexandri, Wilhelmi, bildeten ein Herz.

Ober den Fenſtern des erſten Stockes, las man das Chronograph:

ZLaté geDnotě Což Lze CžInItI, WJMe.

Unter denſelben aber:

EIntraCht Mehrt, ZWIetraCht Leert. Es
Lebe reIner FrIeDe.

Ebenfalls anſchließend folgt auf S. 211—212 die Beſchreibung des Dankfeſtes von Schatzlar.

## Markt Schatzler.

Bey dem vormittägigen Gottesdienſte, welchem, ſo wie Nachmittags alle Beamten, Gemeindevorſteher, und Bergleute beywohnten, wurde eine Sammlung für den Invalidenfond veranſtaltet. Den Anfang, und das

Ende desſelben ſignaliſirten Pöllerſchüße. Sonach wurde unter die zurückgebliebenen Soldatenweiber und armen Inſaſſen, 90 an der Zahl, ein Faß Bier und 60 Laib Brod zur Erquickung ausgetheilt, welches erſtere die herrſchaftlichen Beamten nach Anleitung des Herrn Verwalters Anton Dittrich, das Brod aber der Israelit und obrigkeitliche Branntweinſchankspächter Michael Steiner, aus Eigenem abreichten.

Abends um 7 Uhr wurde von einer Privatgeſellſchaft, gleichfalls zum Beſten des Invalidenfonds, eine kleine Vorſtellung gegeben, deren Unköſten die Geſellſchaft aus Eigenem trug.

Der Ertrag dieſer Vorſtellung ſowohl, als der von den Herrn Seelſorgern eingeleiteten Geldſammlung, ſo wie eine eigene Beiſteuer der ſchatzlerer Schuljugend belief ſich auf 45 Fl. W. W., welcher Betrag bey der großen Dürftigkeit der daſigen Gebirgsbewohner ihren guten Willen beurkundet.

Nach beendetem Theater wurde mit Begleitung der Muſik und unter Pöllerſchüſſen ein Friedenslied am Ortsplatze vor einer daſelbſt aufgeſtellten Pyramide abgeſungen. Die Pyramide ſelbſt enthielt das Bildniß des allverehrten Landesvaters mit der transparenten Aufſchrift:

Es lebe Franz I. der Vater ſeines Volkes.

An die Pyramide lehnte ſich ein Palmbaum, deſſen herabhängende Blätter dieſelbe gleichſam bedeckten. Die Bergleute mit ihren Grubenlichtern machten einen Kreis um die Muſik. Die Beleuchtung des ganzen Platzes und des Bergſchloßes, verbunden mit dieſer Gruppe, machte an dieſem ſtillen Abende einen angenehmen Eindruck. Das Pfarrhaus und einige Bürgershäuſer waren durch Inſchriften geziert, welche das innigſte Gefühl des Dankes und der Freude ausſprachen. Tanzmuſik beſchloß dieſes kleine Volksfeſt.

# Die Freiſchar des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels in Nachod und Braunau und ihr Zug bis zur Nordſee 1809.

Von Dr. W. Dolch.

Im Jahre 1805 hatte Napoleon die dritte Koalition bei Auſterlitz niedergeworfen; Oeſterreich verlor unter anderem Tirol an Bayern, das Deutſche Reich löſte ſich auf, die weſtdeutſchen Staaten kamen in ein Untertänigkeitsverhältnis zu Frankreich. Zwar forderte jetzt Preußen, das bis dahin beiſeite geſtanden hatte, die Räumung Deutſchlands von franzöſiſchen Truppen, aber zu ſpät. Sein Heer, unter Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig, wurde 1806 bei Jena und Auerſtädt geſchlagen, der Herzog ſelbſt tödlich verwundet. Die führerloſen Truppen wurden tatkräftig zurückgedrängt und in der Beſtürzung über die unerwarteten Niederlagen, übergaben ſich die meiſten Feſtungen in kürzeſter Zeit. Als erſter kapitulierte General Kleiſt, der das ſtarke und gutverſorgte Magdeburg nur ſchwächlich verteidigte und Oſtdeutſchland vollſtändig den Eroberern preisgab. Napoleon erklärte die Herrſcher von Heſſen und Braunſchweig, die ſich Preußen angeſchloſſen hatten, ihrer Länder verluſtig, Preußen ſelbſt büßte im Tilſiter Frieden 1807 einen großen Teil ſeines Umfanges ein und mußte ſein Heer um die Hälfte verkleinern. 1808 gliederte Bonaparte die Pyrenäenhalbinſel an Frankreich an. Hierin lag aber der Keim zu den endloſen Aufſtänden, durch die große Truppenmengen gebunden wurden, umſo mehr, als England dieſe Aufſtände durch Geld und Truppen unterſtützte. Oeſterreich, das ſich wieder etwas erholt hatte, glaubte nun den Augenblick gekommen, noch einmal das Waffenglück zu verſuchen; insbeſondere rechnete man in Wien damit, daß in Tirol, Heſſen, Braunſchweig und Norddeutſchland eine allgemeine Volksbewegung einſetzen werde, die den Erfolg weſentlich begünſtigen könne. Deshalb unterſtützte man von Wien aus die Erhebung Tirols; man ſtand dem

hessischen Aufstande und dem Unternehmen des Obersten v. Dörnberg in Hessen nicht fern. In Norddeutschland versuchte v. Katte durch einen Handstreich sich der Festung Magdeburg zu bemächtigen, und Schill zog aus Berlin hinaus, das Volk zum Freiheitskampfe aufzurufen. Der vertriebene Kurfürst von Hessen verbündete sich mit Oesterreich und stellte in Prag ein Freikorps auf. Das Gleiche tat der vertriebene Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

Friedrich Wilhelm war 1771 geboren, ein Sohn Karl Wilhelm Ferdinands, der 1806 bei Auerstädt tödlich verwundet worden war. Mit Blüchers Korps hatte er selber bei Auerstädt gefochten, sich mit Blücher zurückgezogen und war bei Lübeck in französische Gefangenschaft gefallen. Napoleons Machtspruch raubte ihm sein Herzogtum. Die Wirrnisse der Verbannung führten 1808 den Tod seiner Gemahlin Maria Elisabeth Wilhelmine von Baden herbei. Kein Wunder, daß er den französischen Eroberer tödlich haßte. Als es offenbar wurde, daß Oesterreich zum Kriege rüstete, eilte er nach Wien und schloß dort mit dem Kabinett im Februar 1809 einen Vertrag, demzufolge er sich als selbständiger, deutscher Reichsfürst verpflichtete, auf eigene Kosten eine Freischar von über 2000 Mann aufzustellen (1 Regiment Fußvolk: 1000 Mann, 1 Regiment Reiterei: 1000 Mann, 250 Geschützmannschaften). Dafür erhielt er von Oesterreich die Zusage, er werde als Verbündeter angesehen werden. Damit in den Handlungen der Verbündeten ein Zusammenhang gewahrt bliebe, erhielt er einen österreichischen Offizier, Rittmeister Buchner, als Adjutanten.[1]) Als Rekrutierungsbezirk wurde ihm Nachod—Braunau zugewiesen, offenbar, weil Ostböhmen seiner Herrschaft Oels am nächsten lag und weil in Schlesien seit der Verringerung des preußischen Heeres zahlreiche Offiziere beschäftigungslos auf bessere Zeiten warteten.

Kriegsmaterial und zum Teil auch die Korpsausrüstung (Lederzeug z. B.) wurde durch Oesterreich zur Verfügung gestellt. Das Fußvolk erhielt als Uniform: schwarzen Waffenrock (Polrock) mit einfachem Besatz, hellblauen Aufschlägen und Stehkragen, eingefaßt von schwarzen Schnüren; schwarze, lange Beinkleider; schwarzen Tschako mit Roßschweif (für die Offiziere Federbusch), vorn mit einem weißen, metallenen Totenkopf. Die Uniform der Reiterei war ähnlich: schwarzer Dolman mit hellblauem Kragen und schwarzem Schnurbesatz, gelbe Schärpe mit hellblauen Knöpfen, schwarze Hosen mit blauem Streif; schwarzes Lederzeug. Die Offiziere trugen statt Dolman einen Polrock, wie das Fußvolk.

---

[1]) Über die diplomatischen Vorbereitungen und über die rein militärische Seite unterrichtet am besten: v. Kortzfleisch, Des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809 . . . Berlin 1894. (Beih. 8 u. 9 zum Militärwochenblatt 1894.)

Das ausgesprochene Ziel des Herzogs war es, mit dem Korps „nach dem Norden Deutschlands, besonders nach den Erbstaaten des Fürsten vorzudringen, dort im Rücken der französischen Armee eine Insurrektion zu erregen oder vielmehr die schon vorbereitete und glimmende anzufachen und zum Ausbruch zu bringen".[1]) Ihr sollte die Schar zum Kern und Anschluß dienen.

Das Gerücht von den Absichten des Herzogs verbreitete sich rasch über ganz Deutschland. Von nah und fern kamen Offiziere nach Nachod, wo der Herzog im März 1809 sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, um sich anwerben zu lassen; unter ihnen der preußische Leutnant C. Fr. von Wachholtz, dessen Aufzeichnungen aus dieser Zeit die wichtigste Quelle für die Kenntnis des Unternehmens bilden. Er hielt sich beschäftigungslos bei seiner Mutter in Brieg auf, als er von der Bildung der Freischar hörte. Sofort brach er auf und traf in den ersten Tagen des April 1809 in Nachod ein. Das Korps bestand damals aus kaum 20 Soldaten; dagegen waren fast alle Offiziersstellen besetzt. Das Kaffeehaus von Nachod wurde der Sammelpunkt und ständige Aufenthaltsort der Offiziere, „wo von einem zum andern Morgen manche Flasche geleert wurde". Als Mitte April erst 30 Fußsoldaten eingestellt waren, sandte der Herzog einige ortskundige Offiziere nach Schlesien auf Werbung. Das mußte heimlich geschehen, da der König von Preußen sich in dem Kriege neutral erklärt, seinen Offizieren jede Teilnahme und in seinen Ländern jede Rekrutierung verboten hatte. Leutnant Wachholtz reiste über Grottkau nach Brieg und warb zunächst einige Unteroffiziere an, mit denen er glücklich Oesterreich erreichte. In Nachod war inzwischen das Infanterieregiment auf 80 Mann angewachsen, und nun wurden die 8 Kompagnien, je 10 Mann stark, in ihre Werbequartiere verteilt: drei Kompagnien nach Nachod, drei nach Neustadt a. d. Mettau, eine nach Politz und eine (die des Hauptmanns von Scriever mit Leutnant Wachholtz) nach Braunau; in und um Braunau lag fast das ganze Reiterregiment. In seinem Tagebuch berichtet Wachholtz: „Ich ging sogleich dahin ab, und eine romantisch gelegene Mühle erhielt ich zum Quartiere .... Da Braunau in einem von drei Seiten durch Schlesien begrenzten Winkel Böhmens liegt, so glückte es uns, einen ziemlich starken Zulauf von Rekruten zu bekommen. Diese wurden den Tag hindurch tüchtig einexerziert und von mir besonders im Tiraillieren geübt." Die anderen Abteilungen wuchsen nicht im gleichen Maße, wie die in Braunau; deshalb wurde noch die Kompagnie des Majors von Kottulinsky hierhin

[1]) Wachholtz: Aus dem Tagebuch des Generals Fr. L. von Wachholtz. . . Bearbeitet von C. Fr. von Bechelde. Braunschweig, 1843, S. 182.

verlegt und Wachholtz zu ihr versetzt. Beide Kompagnien zählten 70 Mann, blieben also noch weit unter ihrem vorgesehenen Stande zurück. Lähmend auf die Werbung wirkten, neben dem Verbote in Preußen, die schlechten Nachrichten vom Kriegsschauplatze: Erzherzog Karl, der Oberbefehlshaber der österreichischen Heere, war mehrfach geschlagen worden (Abensberg, Landshut, Eckmühl), und wurde von Napoleon ungestüm verfolgt. Der hessische Aufstand war mißlungen und Oberst von Dörnberg[1]) hatte sich auf abenteuerlicher Flucht durch Späher und Gendarmen nach Böhmen durchgeschlagen, wo er in Nachod zum Herzog stieß. Rittmeister von Katte, dessen Handstreich gegen Magdeburg fehlgeschlagen war, erreichte zwar ebenfalls Nachod, zusammen mit Leutnant Butze. Aber die Nachrichten, die Dörnberg, Katte und andere Flüchtlinge brachten, waren nicht dazu angetan, eine siegessichere Stimmung zu erwecken. Der einzige Lichtstrahl war die Kunde von Schills Zuge und seinen Erfolgen, und damit die Hoffnung, Norddeutschland werde sich doch noch gegen die Fremden erheben. Um nicht zu spät zu kommen, entschloß sich nun der Herzog, sobald als irgend möglich aufzubrechen.

Am 12. Mai sandte er den Leutnant Butze von Nachod gegen Magdeburg mit dem Auftrage, Schill zu einer Vereinigung aufzufordern; für den schlimmsten Fall ließ er ihm anheimstellen, sich als Rückzugspunkt Sachsen offen zu behalten, wo er sich dem Herzog anschließen könne. Butze kam schon zu spät: in Brandenburg erfuhr er Schills Rückzug nach Stralsund, in Waren erfuhr er Schills Tod und Stralsunds Fall. Als er in Usedom ankam, um die Schillschen Mannschaften anzuwerben, hatte sich die Schar bereits dem Könige von Preußen ergeben. Nur wenige Mann konnte Butze gewinnen: von Tempsky, von Hertell, von Lysniewsky. Sie trafen später in Meißen bei der braunschweigischen Schar ein.

---

[1]) Von ihm sang Ernst Moritz Arndt:

. . . Da muß der edle Dörnberg fliehn,
Verräter spähen hinter ihm
Und wollen ihn erlauschen,
Er auf der Flucht muß ab und an
Mit manchem fremden Wandersmann
Wohl Kleid und Kappe tauschen.

Bis er den wackern Braunschweig find't,
Der Welfen ächtgebornes Kind,
Den treuen deutschen Degen,
Da muß noch mancher fransche Hund
Sich blutig auf den grünen Grund
Durch seinen Säbel legen. . . .

„Fünf Lieder für deutsche Soldaten." (Ohne Ort u. Jahr, 1813), S. 4.

Am selben Tage, an dem Leutnant Butze abging, erhielten die Abteilungen in Nachod und Braunau ihren Marschbefehl. Die 8 Infanteriekompagnien wurden, da es an Mannschaften fehlte, zu 6 Kompagnien zusammengelegt. Die überschießenden Offiziere blieben auf Werbung in Braunau, ebenso von jeder Schwadron ein Offizier. Die Braunauer Abteilung marschierte über Trautenau, Arnau, Lomnitz nach Turnau und vereinigte sich dort am 15. mit der Nachoder Abteilung, die über Königinhof, Jitschin gezogen war. In Turnau erreichten schlimme Nachrichten den Herzog: das österreichische Heer war wiederum geschlagen worden und Napoleon stand vor Wien; England zögerte mit einer Truppenlandung an der Wesermündung; der hessische Aufstand war völlig niedergeschlagen, die Stimmung in Westfalen einer Erhebung ungünstig. Schills Zug war unglücklich ausgegangen: die ersten Flüchtlinge trafen bereits hier ein. Außerdem wären in Sachsen 3000 Mann unter General Thielmann zusammengezogen und erwarteten die Schar. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten hielt der Herzog am 16. Mai eine Parade über seine Truppen ab. Am 17. Mai ließ er scharfe Patronen ausgeben und sandte eine Abteilung von 90 Pferden und 100 Mann Fußvolk gegen die sächsische Grenze; das Korps selber brach am 19. nach Gabel auf; am 21. wurde Zittau und Olbersdorf besetzt. Das Hauptquartier blieb in Gabel, wo der Herzog am 27. den Sieg der Oesterreicher bei Aspern und Eßling feierte. Der sächsische General Thielmann hatte auf die Kunde von des Herzogs Einbruch in Sachsen den Vormarsch angetreten. (Seine Patrouillen hatten bei Peterswalde ein kleines Begegnungsgefecht mit Rittmeister von Katte.) Er selber marschierte mit 600 Mann nach Zittau; dort überraschte er am 30. Mai die Braunschweiger unter Rittmeister von Wiese, die keine Vorposten ausgestellt hatten, vollständig, warf sie unter Verlusten zurück und nahm 40 Mann gefangen. Als der Herzog von diesem Mißerfolge erfuhr, befahl er dem Major von Reichmeister, mit 120 Jägern, 40 Husaren und 2 Geschützen die Stadt noch in der Nacht zu nehmen. Thielmann beging nun denselben Fehler, wie vorher Rittmeister von Wiese: er ließ die Anmarschwege seines Gegners, besonders die Straße von Grottau nach Zittau und die Neissebrücke ungesichert. So kam Reichmeister unbemerkt bis ans böhmische Tor, sprengte es, überwältigte die 20 Mann starke Wache und drängte die Sachsen rasch bis in die Bautzener- und Weberstraße zurück. Hier wurde lange und heftig um die Tore gekämpft, bis um 3 Uhr sich die Sachsen aus der Stadt in der Richtung auf Löbau zurückzogen. „Mit einer tollkühnen Bravour, welche nur ein Freikorps charakterisieren kann, vollendeten ungefähr gegen 180 Mann dieses Wagestück.“ So urteilte Grohmann,[1])

[1]) K. Gottfr. Grohmann, Die Braunschweiger in Zittau. Ein historisches Gemälde. Zittau, 1810. S. 40.

der Zittauer Stadtgeschichtsschreiber, der den Braunschweigern keineswegs wohl wollte.

Am 1. Juni ließ der Herzog alle Werbekompanien heranziehen, ordnete in Oschitz seine Truppen (das Fußvolk war jetzt 1000 Mann stark) und marschierte am 3. Juni über Böhmisch-Leipa, Kamnitz, Tetschen nach Aussig. Dort vereinigte er sich am 9. mit der hessischen Freischar und mit einem österreichischen Korps unter General Am Ende, das den Auftrag hatte, in Sachsen einzufallen. Diese ganze Heeresabteilung zählte etwa 10000 Mann. Ihr gegenüber war Sachsen fast ohne Schutz, da die Truppen unter Fürst Ponte-Corvo zur französischen Hauptarmee an die Donau gezogen worden waren. Nur das Korps Thielmann schützte Dresden. Den eigentlichen Oberbefehl über die österreichischen Truppen hatte Graf Riesch, der Generalgouverneur von Böhmen. Bei ihm hatte der Herzog es durchgesetzt, daß er mit seiner Schar vor den Oesterreichern in Sachsen einfallen könne. In raschem Zuge über das Erzgebirge bei Zinnwald (10. Juni), Bärenstein, Glashütte drängte Friedrich Wilhelm seinen Gegner auf Dresden zurück, warf ihn aus der Stadt (am 11. Juni), wies einen nächtlichen Überfall tatkräftig zurück und verfolgte Thielmann. General Am Ende hielt sich aber nicht für berechtigt, weiter vorzugehen und zwang so den Herzog, acht Tage in Meißen stillzuliegen. In dieser Zeit wurden zahlreiche Rekruten eingestellt. Als schließlich Am Ende aufbrach, eilte der Herzog stürmisch nach Leipzig, drängte Thielmann überall zurück, nahm Leipzig ein und besetzte Lützen. Thielmann hielt bei Lützen—Weißenfels. Jetzt wurde aber aus Westfalen König Hieronymus und General d'Albignac im Anmarsch gemeldet, aus Stralsund nahte Gratien, der die Schillschen Reiter vernichtet hatte. Sollte noch ein durchschlagender Erfolg erzielt werden, so mußten die feindlichen Heeressäulen einzeln entscheidend geschlagen werden. Der Herzog erkannte das richtig und drängte in General Am Ende, Thielmann bei Lützen und Weißenfels anzugreifen. Am Ende glaubte sich aber dazu nicht befugt, war ihm doch vom Grafen Riesch die Weisung geworden, seine Truppen „keinem Echec" auszusetzen.[1]) Thielmann konnte sich infolgedessen ungestört am 23./24. Juni mit den Westfalen vereinigen. Nach der Vereinigung mit Gratien besaß diese französische Heeresabteilung, die den Namen 10. Korps führte, eine bedeutende Überlegenheit, zählte doch nach Am Ende die Abteilung des Königs 16000 Mann, die des Generals d'Albignac 6300. Die Oesterreicher zogen sich nun zurück, wohl oder übel mußten die Braunschweigischen Freischärler folgen. Alle Aussichten auf einen dauernden Erfolg schienen geschwunden.

[1]) Vgl. dazu besonders: Ch. G. Ernst Am Ende, Feldmarschall-Lieutenant Carl Friedrich Am Ende, besonders sein Feldzug in Sachsen 1809. . . Wien, 1878.

Schon vorher hatte der Herzog klar erkannt, daß nur ein rasches und siegreiches Vorgehen nach Norddeutschland Erfolg versprach. Er hatte zu mehreren Malen den Grafen Rieſch erſucht, er möge Am Ende ein weiteres Vordringen anbefehlen. Vergeblich. Er hatte von Wilsdruff aus den Oberſten von Dörnberg an Erzherzog Karl geſandt und ihm die Zweckloſigkeit längeren Zögerns vorgeſtellt. Vergeblich. Als er ſah, daß infolge des öſterreichiſchen Zauderns das Unternehmen zu ſcheitern drohte, hatte er am 15. Juni den Rittmeiſter von Malachowski ſogar an den König von Preußen nach Königsberg geſchickt mit der Weiſung, den König zu einer Erhebung gegen die Franzoſen zu bewegen. Vergeblich. Im Gegenteil. Der preußiſche König geſtattete ſeinem ehemaligen Offizier nicht einmal, zur ſchwarzen Schar zurückzukehren: ſo ſtrenge beobachtete er ſeine Neutralität.[1])

Da ſchien ſich doch noch alles wenden zu wollen. Am 27. Juni traf Feldmarſchall-Leutnant von Kienmayer in Stauchitz bei Oſchatz ein; er war von Erzherzog Karl zum Befehlshaber der öſterreichiſchen Truppen ernannt worden und ſollte die Abteilung in Sachſen mit General Radiwojewich im Bayreuthiſchen vereinigen. Sofort brach die ſchwarze Schar auf, beſtand am 28. Juni bei Noſſen ein ſiegreiches Gefecht mit Thielmann und d'Albignac und eilte in raſchen Märſchen über Chemnitz, Reichenbach, Plauen gegen Hof. Am 6. Juli trafen die Meldungen ein: Am Ende iſt nach Böhmen zurückgegangen, Thielmann beobachtet ihn, Hieronymus folgt Kienmayer und dem Herzog über Zwickau i. S. Von Bamberg her rückt die Diviſion Abrantes gegen Radiwojewich und droht ihn zu erdrücken. Raſch entſchloſſen, marſchierten Kienmayer und der Herzog Radiwojewich zu Hilfe, vereinigten ſich am 8. Juli mit ihm bei Münchberg, wo er bereits in einen heftigen Kampf verwickelt war, und ſchlugen das feindliche Heer ſo vollſtändig, daß es als völlig vernichtet betrachtet werden konnte. Nun machten ſie Kehrt gegen Hieronymus, der ihnen folgte, und drückten ihn zurück. Am 13./14. Juli übernahm es der Herzog, den König in Schleitz zu überfallen, Hieronymus wich aber aus und der Herzog hatte einzig die Genugtuung, in Schleitz als Sieger einzurücken. Dort meldeten ſich, nach den glücklichen Kämpfen der letzten Wochen, ſo viele Freiwillige, daß ein ganz neues Bataillon (von Herzberg) aufgeſtellt werden konnte. Noch am 16. Juli beſprach der Herzog mit Kienmayer die Fortſetzung des Feldzuges: Der Herzog ſollte mit ſeinem Korps nach Kaſſel aufbrechen, ſich mit den Heſſen vereinen und Weſtfalen zum Aufſtand mitreißen. Mitten in die Vorbereitungen zu dieſem Zuge traf die Nachricht von der vernichtenden Schlacht bei Wagram und vom

[1]) Kortzfleiſch, a. a. O., S. 3.

Waffenstillstand von Znaim; gleichzeitig kam der Befehl für die Oesterreicher, bis zum 27. Juli alle besetzten, feindlichen Gebiete zu räumen und sich in festbestimmte Quartiere nach Böhmen zurückzuziehen. Kienmayer mußte gehorchen, der Herzog, der vertragsmäßig Freiheit in seinen Handlungen hatte, stand vor der Wahl, sich nach Oesterreich zurückzuziehen und den Friedensschluß abzuwarten, oder sich in ein ungewisses Abenteuer zu stürzen. Was er wählen würde, ließ er niemanden wissen. Sein Weg war ihm über Zwickau nach Eger angewiesen; er marschierte dementsprechend nach Zwickau, wo er vom 21.—24. Juli verweilte. Während dieser Tage zogen sich die französischen Truppen in weitem Halbkreise um Nordwestböhmen herum: Thielmann nach Dresden, Gratien nach Erfurt, Hieronymus nach Kassel.

In Zwickau vergingen die Tage unter fieberhaften Rüstungen und ununterbrochenen Rekrutierungen. Als die Zeit gekommen war, um nach Böhmen aufzubrechen, verließ der Herzog die Stadt auf der Straße nach Altenburg, ließ dort halten und versammelte zunächst seine Offiziere um sich. Er stellte ihnen in kurzen Worten die Lage dar, wie sie durch den Waffenstillstand geschaffen worden sei. Dann erklärte er: „Ob dies Korps in dem Waffenstillstand mit einbegriffen ist, ist zur Zeit noch unbestimmt. Das aber weiß ich, daß ich nicht Willens bin, mich vor Napoleon zu beugen wie andere Fürsten Deutschlands und die Luft einzuatmen, wo Franzosen kommandieren.“ Seine Absicht sei es vielmehr, den Ring der Franzosen zu durchbrechen, sich zur Mündung der Weser durchzuschlagen und dort entweder mit den Engländern sich zu vereinigen, die eine Landung planten, oder sich mit seinen Truppen nach England einzuschiffen. Wer irgendwelche Gründe habe, diesen Zug zu meiden, den werde er nicht halten. Ähnlich sprach er nachher mit seinen Mannschaften. Tatsächlich erbaten zahlreiche Offiziere, meist Reiter, und etwa 200 Mannschaften ihren Abschied. Nach ihrem Abgang betrug die Stärke des Korps noch 2010 Mann.

Mit ihnen zog er noch am 24. in Altenburg ein, schlug am 25. bei Borna sächsische Reiterei zurück, eilte über Leipzig, Halle, Henstedt nach Quedlinburg, wo ihn am 29. mittags die Nachricht traf, daß soeben 3000 Mann Westfalen, das 5. westfälische Regiment von Magdeburg her, Halberstadt besetzt hätten und ihm den Weg verlegten. Unverweilt ließ er Alarm schlagen, marschierte nach Halberstadt und eroberte die Stadt, trotzdem die ersten Stürme blutig abgewiesen worden waren. Die ganze Nacht hindurch wurde in den Straßen gekämpft: am Morgen waren die Schwarzen Sieger. Sie hatten zwar 400 Mann Tote und Verwundete verloren, darunter Major Scriever aus Schweidnitz und Leutnant Sperling den Sohn des Postmeisters von Nachod. Dafür hatten sie 80 Offiziere,

und 2000 Mann gefangen genommen, von denen 300 Mann sofort in das Korps eintraten. Am 30. Juli bereits verließ der Herzog Halberstadt und eilte nach Wolfenbüttel und Braunschweig. Hier aber wurde die Lage höchst bedrohlich. Von Celle her war General Reubell mit 5000 Mann im Anmarsch und sperrte die Straße nach Norden; von Erfurt eilte Gratien herbei, von Sachsen her drohte Thielmann. Wenn der Herzog nur einige Stunden zögerte, mußte er verloren sein. Er zögerte nicht, sondern faßte noch am 1. August Reubell beim Dorf Oelper bei Braunschweig; zwar mißlang ein Sturmangriff auf das Dorf, Geschütz und Reiterei drückte aber den nachdrängenden Feind zurück und das Gefecht blieb unentschieden. Reubell wollte nun statt vom Norden Braunschweig vom Osten angreifen und räumte daher nachts seine Stellungen. Kaum erfuhr der Herzog, daß ihm Reubell den Weg zur Weser freigab, so erteilte er auch schon den Befehl zum Aufbruch. So zog die Freischar eilends nach Norden, unter fortwährendem Geplänkel und Gefecht mit feindlichen Abteilungen, die entgegenkamen oder nachrückten. In Hannover wurde eine französische Abteilung gefangen und 4 Geschütze erbeutet. Es blieb jedoch keine Zeit zu verlieren. Als am 4. August die Weser bei Hoya überschritten war und die Brücke abgebrochen wurde, erschien bereits die Vorhut Reubells, der sich mit Gratien vereinigt hatte und nun die Scharte von Oelper auszuwetzen trachtete. Um den Gegner über die Marschrichtung zu täuschen, trennte der Herzog eine Abteilung unter Major Korfes ab und sandte sie angeblich als Vorhut nach Bremen; sein Korps dagegen setzte er auf requirierte Wagen und erreichte in Eilmärschen die Wesermündung, wo er sich glücklich in Elsfleth und Brake nach Helgoland einschiffen konnte. Es war höchste Zeit. Denn schon war der dänische General von Ewald vom Osten herangekommen, derselbe, der mit Gratien Schill in Stralsund vernichtet hatte, und seine Kanonen bedrohten noch die abfahrenden Schiffe (zwei Boote fielen ihm sogar in die Hände). Am 10. August landete das Korps auf Helgoland, rund 1600 Mann stark. Die übrigen waren in den letzten Kämpfen geblieben oder gefangen genommen worden.

Von Helgoland fuhr der Herzog nach England, wo sein Korps zunächst auf der Insel Wight einquartiert wurde. Er setzte es durch, daß die Freischar als selbständiger Truppenteil am 25. September in das englische Heer aufgenommen wurde (mit einer Gesamtzahl von 2023 Mann, die durch Rekrutierung in Helgoland und Harwich erreicht wurde). Die Uniform wurde nicht verändert. Von der Insel Wight wurde die Truppe nach Guernsey und von dort nach Irland versetzt. Am 7. September 1810 ging das Infanterieregiment, am 25. Dezember 1812 das Reiterregiment nach der Pyrenäenhalbinsel, wo die Engländer den Aufstand der

Spanier gegen die Fremdherrſchaft unterſtützten. Das Infanterieregiment focht in zahlreichen Kämpfen und Schlachten, bis zum Jahre 1814, beſetzte im März 1814 Bordeaux, wurde im Sommer nach der Inſel Wight verſetzt und zog am 10. November 1814 in Braunſchweig ein. Das Reiterregiment kämpfte 1813 bei Villa bella und Villa franca mit Auszeichnung, kam im Frühjahr 1814 nach Genua, von da nach Sicilien, und erſt 1816 über Emden nach Braunſchweig.

Herzog Friedrich Wilhelm war bereits am 22. Dezember 1813 nach ſeinen Erbſtaaten zurückgekehrt. Als 1815 Napoleon Elba verließ, um ſeine Herrſchaft zurückzugewinnen, eilte der Herzog von neuem ins Feld. Und in der Schlacht, die Napoleons Schickſal beſiegeln ſollte, bei Waterloo und Belle Alliance, ſtarb er an der Spitze ſeiner Truppen den Heldentod.[1]) So knüpfte ſich Anfang an Ende. Als das alte Deutſchland zuſammenbrach, fiel der Vater, als das neue Deutſchland auferſtand, fiel der Sohn, der für Deutſchland zu kämpfen nicht geraſtet und nicht geruht hatte.

---

[1]) Über ſeinen Zug unterrichten außer den erwähnten Schriften: Skizze einer Lebensbeſchreibung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig . . . (von E. A. W. v. Z.), Braunſchweig, 1814; G. v. d. Heyde, Der Feldzug des Herzoglich-Braunſchweigſchen Korps im Jahre 1809 . . . Berlin, 1819; Franckenberg-Ludwigsdorff, Erinnerungen an das Schwarze Korps . . ., Braunſchweig, 1859; Chr. Niemeyer: Heldenzug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, Halle, 1859.

# Bauten im Braunauer Ländchen.

## Das letzte Laubenhaus in der Stadt Braunau.

Von Dr. W. Dolch.

§ 1. Die Stadt Braunau i. B. bestand von ihrer Gründung um 1250 bis ins 19. Jahrhundert fast ausschließlich aus Holzhäusern;[1]) erst seit etwa 1820 begann der Steinbau[2]) die alte Bauweise zu verdrängen. Innerhalb der früheren Stadtmauer stehen noch heute einige derartige Häuser, alle in ihrer bescheidenen Art höchst unansehnlich. Ein einziges fiel jedermann auf: das Holzlaubenhaus Nr. 44 (alt 43) in der klosterseitigen Obergasse. In der letzten Juliwoche 1913 wurde es ein Opfer der Spitzhacke, um einem Neubau Platz zu machen. Das Haus bot so viel des Merkwürdigen, daß es sich lohnt, seinen Grundriß und seine Baugeschichte einer näheren Betrachtung zu unterziehen.[3])

§ 2. Die Bauparzelle 44 (alt 43) ist schmal und tief, wie alle Braunauer Stadtgrundstücke; in der Tiefe ist sie noch gewachsen dadurch, daß im Jahre 1824 ein Stück dazu gekauft wurde. Sie bildet nicht ein Rechteck, sondern ist leicht parallelogrammförmig, mit der Schmalseite nach der Straße. Das Straßenpflaster dürfte etwa in der gleichen Höhe liegen, wie zur Zeit, als Braunau entstand. Der Garten liegt heute 1,40 m höher. Zu dieser Bauparzelle gehört ein Acker außerhalb der Stadt.[4])

§ 3. Nach der Straße zu war das Haus einstöckig (vgl. den Plan), und zwar schob sich der erste Stock auf einer dreisäuligen Holzlaube über den Gehsteg. Der Giebel war nicht abgewalmt; das Giebeldreieck wurde durch schrägliegende Bretter gebildet (vgl. Abb. 1).[5]) Die Laube stand 40 cm höher, als die Straße, gegen die sie von rohbehauenen Bordsteinen abgegrenzt war. In der Mitte dieser kleinen Bordsteinmauer war das Kellerlicht. Von der Laube aus öffnete sich die Haustür nach innen; man betrat einen Gang, der etwa 40 cm

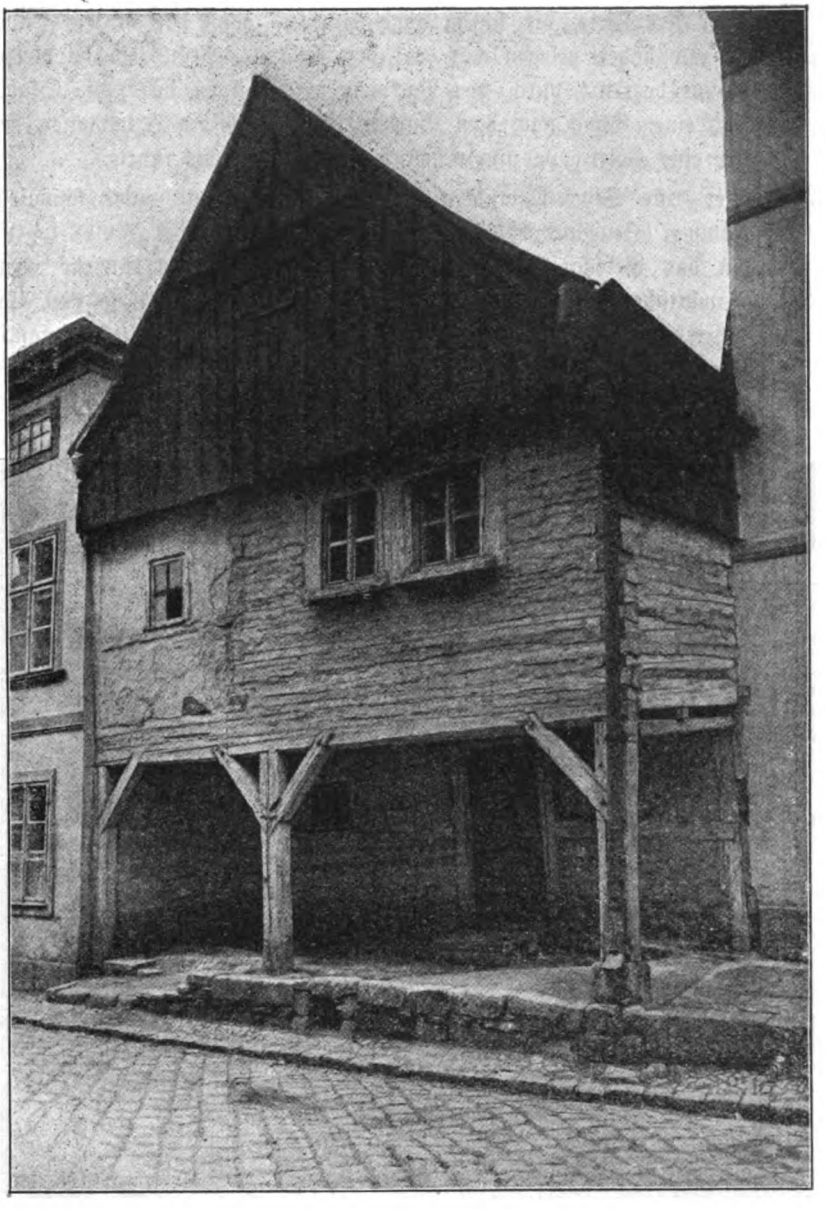


Abb. 1. Straßenanſicht des Laubenhauſes.

höher lag als die Laube. Linker Hand führte eine 1,32 m hohe Tür in einen ziemlich großen Raum (Stall),[6] rechter Hand befand ſich ein Verſchlag;[7] geradeaus weitete ſich der Gang zum Mittelhaus,

einer Art Diele, die ſchräg angelegt war, ſodaß das hintere Ende 75 cm höher gelegen war, als der Anfang. Rechts wurde dieſer Raum begrenzt durch den Backofen, nach hinten durch die Stube und einen Gang nach dem Garten, links durch die Hausmauer, an der eine Holztreppe zum erſten Stock in die Höhe führte.

§ 4. Der erſte Stock beſtand aus einem Zimmer und einer ſchmalen Kammer (Heueinfahrt),[8]) die über der Vorderſeite des Hauſes lagen. In das dielenartige Mittelhaus ſchob ſich eine Art Empore oder Pawlatſche vor; zu ihr führte eine Treppe von unten, von ihr führte eine Treppe nach dem Boden, der ſich über der Stube befand. (Vgl. Abb. 2.) Von dem hinteren Boden gelangte man auf Laufbrettern zum vorderen Dachboden, der den erſten Stock nach der Straße zu deckte.

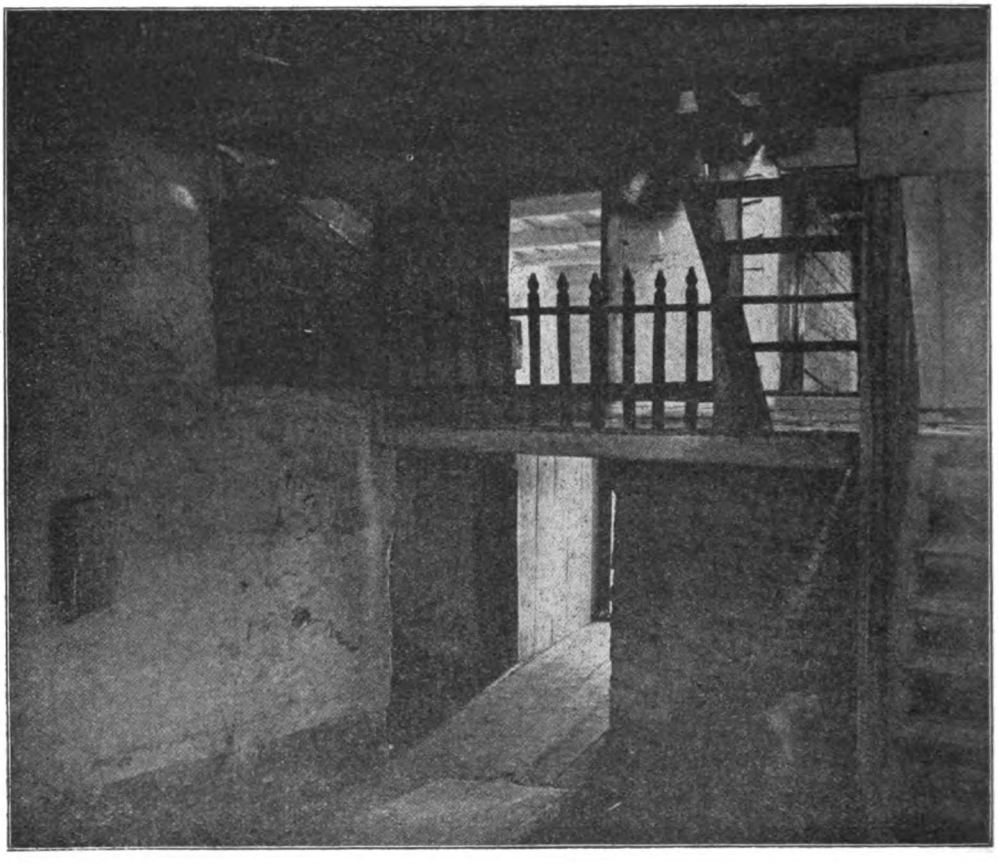


Abb. 2.

Mittelhaus und Blick nach dem Eingang, der Pawlatſche und dem erſten Stock.

§ 5. Das Haus ruhte mit dem rückwärtigen ebenerdigen Teil unmittelbar auf dem Erdboden; unter dem vorderen Teil zog sich der gewölbte, aus Bruchsteinen errichtete Keller hin. Der Bau über der Erde war nicht einheitlich Blockbau. Einzig die Wände des „Stalls" und der „Stube" im Erdgeschoß, sowie der „Emporstube" im ersten Stock waren alle aus Balken gefügt. Die Kammer (Heueinfahrt) wurde nur auf den beiden Längsseiten von Balken begrenzt. Sonst bestanden die Wände aus „Spickwänden", d. h. aus Ständern, zwischen die geflochtenes Stroh und Lehm eingezogen war. Gemauert war der Backofen, und zwar die Rauchkammer aus Bruchsteinen (Melaphyr), der Backofen und der Schornstein aus Backsteinen. Aus Ziegeln war der kleine offene Herd (Kamin) im ersten Stock gebaut, den der Backofen auf seinem Rücken trug.

§ 6. Die Bauweise kennzeichnet sich als gemischter Block- und Ständerbau, wie man ihn bei mitteldeutschen Hausbauten nicht selten findet.[9]) Die Braunauer Holzhäuser, die heute noch in der Stadt stehen, sind alle in gleicher Weise errichtet. Der Grundriß zu ebener Erde ist typisch mitteldeutsch. Beim mitteldeutschen Hause,[10]) das von Frankreich bis Rußland ganz allgemein verbreitet ist, tritt man durch die Haustür an der Längsseite in das Vorhaus und hat dann links die Stube, geradeaus den Backofen, rechts Stall und Vorratskammer. Wäre der Eingang bei dem Braunauer Hause an der Längsseite möglich gewesen, so träfen wir bei ihm die gleichen Verhältnisse. Die Lage aber erforderte den Eingang an der Schmalseite und so zieht sich neben Stall und neben Stube der Gang durch die ganze Länge des Hauses. Der uralte, mitteldeutsche Bauernhaustyp ist hier in nicht übermäßig geschickter Weise städtischen Verhältnissen angepaßt worden.[11])

§ 7. Bauweise und Grundriß würden keineswegs eine besondere Beschreibung rechtfertigen. Beachtenswert wurde das Haus erst durch den Backofen und den ihm aufgesetzten offenen Herd. Die Rauchkammer (Küche) war ein fast viereckiger Raum von etwa 2 m Länge und Breite. Der Tür gegenüber sprang bis zu Tischhöhe eine 60 bis 75 cm breite Backsteinmauer vor, in die rechts ein Wurstkessel eingelassen war. Links von ihm bildete die Mauer eine Herdplatte. Schmale Gesimse (25 cm breit) liefen auch längs der beiden anstoßenden Seiten. Rechts vom Eingang in die Küche befand sich die Einschuböffnung in den Backofen, der sich über die Kellertreppe[12]) legte. Aus einem fast unmerklichen Gewölbe über der Küche stieg der Schornstein empor.

§ 8. Als das Haus abgerissen wurde, stand in der Stube neben der

Abb. 3. Blick auf die Küche mit Backofen von der Stube aus (nach Abbruch der Stube). Rechts hinten auf dem Backofen eine ſchräge Ecke des offenen Herdes.

Küche ein Ofen, der ziemlich weit von der Mauer abgerückt war und deſſen Ofenröhre in einer Höhe von etwa 1,90 m in den Schornſtein mündete. Dieſe Öffnung war aber eine verhältnismäßig junge. Eine 75 cm im Geviert große Öffnung führte früher knapp über dem hinteren Backſteingeſims in die Küche; ſie war ſpäter mit Ziegeln vermauert worden. Der alte Stubenofen war offenbar von der Küche aus mit großen Scheiten zu heizen geweſen und hatte dicht an der Mauer ſeinen Stand gehabt.

§ 9. Ob das auch ſo war, als die Küche erbaut wurde, ſcheint einigermaßen unſicher. In der Stube war nämlich zur rechten Hand vom Eingang eine flache Vertiefung in der Mauer, eine Niſche, in die man ſich ſetzen konnte. Beim Abbruch zeigte ſich, daß auch hier einmal eine Öffnung nach der Küche geführt hatte, daß dieſe Öffnung

aber mit Bruchſteinen geſchloſſen worden war. Die genaue Form ließ ſich nicht feſtſtellen, es ſchien aber ſo, als hätte dieſes Loch die Form eines Rechtecks gehabt, das auf ſeine Schmalſeite geſtellt iſt. (Vgl. Abb. 3.)

§ 10. Im erſten Stock trug der Backofen eine offene Herdſtelle, die völlig dem Kamin glich, wie er heute noch in engliſchen Gegenden üblich iſt. (Vgl. Abb. 4.) Der Herd öffnete ſich nach der Pawlatſche zu. In ſeinen Schornſtein war eine Ofenröhre geleitet worden, die von einem Kachelofen in der Stube kam; dieſer Ofen, der aus dem Ende des 18. Jahrhunderts ſtammte, war eine Zutat jungen Urſprunges. Die Bewohner des erſten Stockes wärmten ſich in der Zeit, in der der offene Kamin erbaut worden war, am unverſchloſſenen Herdfeuer und es iſt nicht anzunehmen, daß ſie in ihrer Stube noch

Abb. 4. Die offene Herdſtelle im erſten Stock.

einen Kachelofen stehen hatten. Jedenfalls wäre dann der offene Herd ebenso zwecklos gewesen, wie er es seit Menschengedenken war. Denn seit Menschengedenken ist er nie benutzt worden, da der Kachelofen sowohl zum Kochen, wie zum Heizen diente.

§ 11. Die Anlage von Küche, Backofen und Herd macht einen durchaus altertümlichen Eindruck. Sie ist auch sonst im ganzen Braunauer Ländchen nicht mehr nachzuweisen, wenngleich ältere Leute mehrfach sich solcher offener Herdstellen in der Stadt erinnern wollen. Auf jeden Fall ist der offene Kamin als Heizeinrichtung schon seit sehr langen Zeiten aus den mitteldeutschen Städten verschwunden und nur in reichen Patrizierkreisen hat er sich hie und da gehalten oder ist neu eingeführt worden. Die Braunauer Herdanlage fand sich jedoch in einem ärmlichen Gebäude; sie stammt unzweifelbar aus einer Zeit, in der solche Anlagen in Braunau ziemlich allgemein üblich waren. Und man ist im ersten Augenblick versucht, das Alter des Hauses, so, wie es beim Abbruch war, mit dem Alter der steinernen Herd- und Ofenanlagen gleichzusetzen und in eine ganz graue Vorzeit hinaufzurücken.

§ 12. Das Holzhaus selbst war aber verhältnismäßig jung. Das ergibt sich aus den Grundbüchern. (Vergl. Anm. 4.) Die älteste Eintragung über die Baustelle ist im Jahre 1758 gemacht worden; in diesem Jahre kaufte der bürgerliche Schuhmacher Kaspar Petzinger das Grundstück als „eine wüste Baustelle“ von der Stadtgemeinde. Am 10. April 1757 war die ganze Stadt Braunau, 158 Häuser, abgebrannt und seit diesem Unglück lag die Baustelle unbenutzt. Die nächste grundbücherliche Nachricht kommt im Jahre 1788 vor; damals stand auf dem Grundstück ein Haus. Die Erbauung des Holzhauses fällt demnach zwischen 1758 und 1788.

§ 13. Über das, was vor 1757 war, gibt es keine schriftlichen Nachrichten, hierfür ist man auf den Befund des Hauses, ganz besonders aber auf den Befund des Baugrundes angewiesen. Beim Abbruch des Hauses und beim Neubau zeigte sich, daß das Vorderhaus fast unmittelbar auf das Kellergewölbe aufgesetzt war; das Hinterhaus (die Stube) dagegen stand auf der Erde auf. Dort wurden Gräben für die Grundmauern des neuen Hauses und für die Kanalanlage zum Teil 2 m tief ausgeschachtet, zum Teil wurde der ganze Erdboden bis zu einer Tiefe von 50 cm abgehoben. Dabei ergaben sich einige Anhaltspunkte für die Geschichte des Gebäudes. In einer Tiefe von etwa 30—50 cm lag eine starke, fast ungestörte Brandschicht, die zwischen den verkohlten Resten von Fußboden und Dachbalken manchmal bis zu 20 cm hoch aus Scherben bestand

(in der Ecke beim Backofen sogar 40 cm hoch). Unter dieser Brandschicht fanden sich große Melaphyrplatten und kiesliger Schotter, die auf Schutt von verschiedener Beschaffenheit lagerten. In 85 cm Tiefe folgte eine zweite, in 95 cm Tiefe eine dritte Brandschicht, 125 cm tief traf der Spaten auf eine vierte Brandschicht, unter der der gewachsene Boden zum Vorschein kam. Alle Brandschichten endeten etwa 120 cm vor der Wand nach dem Garten.

§ 14. Das Holzhaus war also seit Gründung der Stadt zum mindesten vier Mal abgebrannt und war, als es zum fünften Mal erbaut wurde, um 120 cm verlängert worden. Daraus erklärt sich die auffallende Länge der Stube: 7 1/2 Meter. (Die alte Länge ist im Plan durch Striche gekennzeichnet). In der ersten Schicht lagen zahlreiche Scherben von Ofenkacheln, bis zu 40 cm hoch in der Ecke zwischen Stube und Küche, dort, wo das alte Ofenloch nach der Rauchstube führte. Kachelstücke waren verstreut bis in die Hälfte der Stube und untermischt mit zahlreichen Scherben von Krügen und anderen Tongefäßen, manche von der Brandglut vollständig geschmolzen. In der Mitte des Zimmers lag ein kleiner künstlicher Totenkopf, wohl vom Fuß eines Kruzifixes. Im Gang nach dem Hofe stieß man auf einen Kreuzer von 1765. Diese Münze war schon ziemlich abgegriffen und nichts deutete darauf hin, daß sie in Brandglut gelegen hätte. Sie wird also einige Jahre nach ihrer Prägung auf dem wüsten Grundstück verloren worden sein und der Schluß scheint erlaubt, daß bis etwa 1770 das Haus nicht wieder aufgebaut worden war. Die Erbauung des abgerissenen Holzhauses dürfte also in die Zeit vor 1788, nach etwa 1770 fallen.

§ 15. In der zweiten Brandschicht lagen zahlreiche ähnliche Scherben, wie in der ersten; ganz gleiche Scherben enthielt die dicht darunter folgende dritte Brandschicht. Bei beiden Schichten war der Fußboden sehr gut und völlig ungestört erhalten; auf den verkohlten Dielen lag noch der weiße Streusand; nur der Schutt des Dachstuhls war untereinander gewühlt. An metallischen Fundstücken kamen große verrostete Nägel und eine völlig zersetzte, kupferhaltige, silberne oder kupferne Spange zu Tage. Keinerlei bestimmte Kennzeichen boten einen bestimmten Anhaltspunkt für eine bestimmte Zeit. Die Schichten müssen daher nach allgemeinen Kennzeichen beurteilt werden. Sie hatten sich beide schon sehr stark gesetzt. Die erste Brandschicht war verhältnismäßig locker, also ganz wesentlich jünger und zwischen 1757 und dem vorhergehenden Brande muß eine ziemlich geraume Zeit verstrichen sein. Im Jahre 1684 war fast

die ganze Stadt (236, nach anderen Quellen 178 Häuser) niedergebrannt. Aus diesem Brande dürfte die zweite Schicht stammen.

§ 16. Für die dritte Schicht muß man schon bis zum Jahre 1549 zurückgehen, damals wurde die ganze Stadt bis auf Kirche und Pfarrhof ein Raub der Flammen. Der vorhergehende große Brand von 1452 hatte die klosterseitige Obergasse verschont, kommt also für unser Haus nicht in Betracht. 1449 war ebenfalls die ganze Stadt eingeäschert worden. Die vierte Brandschicht, die vollständig gesetzt war und in der sich nur ganz mürbe Scherben fanden, dürfte aus diesem Jahre stammen. Aller hundert Jahre war also das Haus abgebrannt; nimmt man dieses Mittel auch als Lebensdauer des Gebäudes in seinem ersten Zustande, so wäre es vor der Mitte des 14. Jahrhunderts errichtet worden. Diese Annahme dürfte richtig sein: die Erbauung des Hauses fiele dann in das erste Jahrhundert nach der Stadtgründung.

§ 17. Das Haus selber ist demnach in der Gestalt, in der es bis zum Juli 1913 dastand, verhältnismäßig neu gewesen, es hat nur ein Alter von etwa 140 Jahren erreicht. Es ist aber so gut wie sicher, daß mit kleinen Veränderungen (z. B. in der Länge) das Haus nach jedem Brande wieder genau so aufgebaut wurde, wie es vorher gewesen war. Auf jeden Fall haben Küche und Backofen stets an der gleichen Stelle gestanden und alle Brände überdauert. Nach der Straße zu räumte man nach jedem Brande Schutt und Asche weg, in den Garten hinter; an der Stelle der Stube ließ man den Schutt liegen. Mit jedem Brande wuchs die Höhe von Garten und Stube gegenüber der Straße, sodaß schließlich das Hinterhaus zur Hälfte des ersten Stocks emporwuchs. Die „Küche" stak infolgedessen im Verhältnis zur Stube tief im Boden. Das ursprüngliche Verhältnis dürfte so gewesen sein, daß die Emporstube und der Heuboden über der Stube in gleicher Höhe gelegen haben und daß das Dach über dem dielenartigen Mittelbau sich scharf senkte, wie es noch heute bei vielen alten Häusern in Braunau der Fall ist.

§ 18. Wahrscheinlich dürfte die Stube im Erdgeschoß früher einen offenen Kamin gehabt haben, der in die Küche mündete. Der Kachelofen verdrängte dann den offenen Herd; als Spur blieb an seiner Stelle die Herdnische zurück. Im ersten Stock hatte sich dieser offene Kamin erhalten, trotzdem längst ein Kachelofen seine Aufgabe übernommen hatte. Man riß den Kamin trotz seiner Zwecklosigkeit nicht weg, sondern ließ ihn auf dem Backofen stehen, da man den Platz nicht benötigte; den Schornstein konnte man noch für den Kachelofen verwenden.

§ 19. Die Geschichte des Hauses kann man kurz so zusammenfassen: Bau im 14. Jahrhundert, im Grundriß 1,20 m kürzer als zuletzt; Backofen, Stube, Stall und Gang in gleicher Weise verteilt. Erster Brand: 1449. Die Stube liegt beim Neubau mindestens 50 cm höher als der Stall. Zweiter Brand: 1549. Beim Neubau steigt die Stubensohle; in der Ecke beim Backofen steht bereits ein Kachelofen. Dritter Brand: 1684; die Verhältnisse gleichen denen von 1549. Vierter Brand: 10. April 1757, Neubau um 1770; die Stube liegt etwa 120 cm höher als die Laube; die Länge des Hauses wächst um 120 cm. 1913: Abbruch und Neubau. Die Erbauung des offenen Herdes fällt vor den zweiten Brand, denn zur Zeit dieses Brandes hatte die Stube bereits einen Kachelofen und es dürfte auch im ersten Stock einer vorhanden gewesen sein. Der Herd stammte also aus der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert. Er bildete ein Denkmal, das jeder, der Sinn für Altertum hat, nur mit Bedauern fallen sah.

## Anmerkungen.

[1]) Man erkennt deutlich an alten Stadtbildern aus dem 18. Jahrhundert, daß damals noch die überwiegende Mehrzahl der Häuser kleine Holzhäuser waren. Eine derartige Ansicht besitzt das Bürgermeisteramt: Prospect der Stadt Braunau von Occident. Nur die Häuser um den Ring machen einen steingebauten Eindruck, im übrigen sehen die Bauten alle wie Holzhäuser aus.

[2]) Es gab bereits um die Wende des 15./16. Jahrhunderts und besonders im 16. Jahrhundert einige vornehme Häuser, die zum Teil oder ganz aus Stein errichtet waren. So dürfte das Haus Nr. 95 am Ring nach einem alten Maurerzeichen aus dem 15.—16. Jahrhundert gestammt haben. (Der reich verzierte Stein ist im Hausflur des heutigen Neubaues eingemauert.) Das Haus Nr. 120 am Ring ist 1584 erbaut worden, wie ein Fensterkopfstein an der Rückseite besagt. Das Haus Nr. 105 am Ring wurde wahrscheinlich in den Jahren 1595—1606 für einen Herrn Hans von Hahn errichtet; wenigstens trägt das alte Tor die Jahreszahl 1595 und ein Hahnenwappen, außerdem wurde im Keller ein Wappen mit dem Hahn und der Bezeichnung HH. v. H. 1606 aufgefunden. (Dieses Wappen ist jetzt im Hausflur des Neubaus eingemauert; das alte Tor ist im Neubau an anderer Stelle als ursprünglich wieder verwendet worden.) Aber auch außerhalb der Stadtmauer gab es einige Steinhäuser; so am Graben das Haus OS. 45; das Erdgeschoß ist dort ein Steinbau, errichtet 1549, der erste Stock aber Blockbau.

[3]) Es steht noch heute ein Holzlaubenhaus auf Braunauer Grunde, und zwar in der Bahnhofstraße, also außerhalb des umwallten Stadtgrundes. Das Haus ist jedoch durch Umbauten und Zutaten vollständig verändert worden, sodaß es kein rechtes Bild eines alten Braunauer Hauses gibt.

[4]) Das Grundstück besteht aus Bauparzelle 195, Gartenparzelle 33 in der Stadt und Acker 519 bei der Kirche zu „Unserer lieben Frau" außerhalb der Stadt. (Zu jedem alten Stadtgrundstücke beinahe gehörte bei dieser Kirche ein kleines Ackergrundstück; als die Ansiedlung Braunau von dem Platz um die Kirche nach der heutigen Stelle verlegt wurde, wurde offenbar die alte Ansiedlung ganz gleichmäßig auf die neuen Stadtgrundstücke verteilt.) Es finden sich in den Grundbüchern folgende Eintragungen:

1) Grundbuch II, Invnr. 85, Fol. 261 (jetzt im Landesarchiv Prag): am 14. Juni 1758 kauft Kaspar Petzinger, Schuhmacher, von der Gemeinde „eine wüste Baustelle in der Obergasse" um 10 Schock.
2) Der Josephinische Kataster für Braunau, bestätigt am 12. April 1788 (Fasz. 537 des Landesarchivs Prag): Kaspar Petzinger ist Inhaber des Hauses Nr. 43 in Braunau, topogr. Nr. 75.
3) Hypothekenbuch Nr. 13, Invnr. 90, Fol. 211 und 220 (Landesarchiv Prag): ein Kaspar Petzinger besitzt laut Schuldverschreibungen vom 1. März und 14. Oktober 1797 das Haus N.C. 43.
4) Grundbuch IV, Bl. 6 in Braunau: Kaufvertrag, wonach am 31. März 1798 das brauberechtigte Haus C.N. 43 (neu: 44) von Kaspar Petzinger, bürgerl. Schuhmacher an Franz Stumpf, bürgerl. Tuchmacher verkauft wurde, und zwar um 540 Fl. W. W.
5) Dominikalgrundbuch Nr. 1, Bl. 36 (in Braunau): Franz Stumpf kauft von der Stadtgemeinde Braunau zu dem Hause ein Mietstückel. 20. Februar 1824.

Die übrigen Nachrichten bieten nichts Besonderes: Franz Stumpf starb am 8. Mai 1857 ohne Testament; er hinterließ eine Witwe Barbara, zwei ledige Töchter Maria und Helene und einen Sohn Anton Stumpf, Wundarzt, sowie eine verheiratete Tochter Johanna Syřiště. Am 22. September 1867 übernahm Anton Stumpf das Haus unter der Bedingung eines Ausgedinges für die Mutter und die ledigen Schwestern.

Am 21. Oktober 1894 erwarb Frau Mathilde Rentwich das Haus, am 8. April 1902 Anna Tschauder, am 13. November 1912 Johanna Kahler, am 27. November 1912 Franz Erber und Emma Erber.

[5]) Zum Verständnis der folgenden Schilderung nehme man den beigegebenen Plan (Grundriß usw.) zur Hand.

[6]) Dieser Raum war fast garnicht beleuchtet; er hatte nur ein längliches, schmales Fenster, ein typisches Stallfenster. Der Eingang (132 cm hoch) war für Menschen zu niedrig. Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man den Raum als

Stall (etwa für Kleinvieh) bezeichnet, wenn er auch seit Menschengedenken nicht mehr als solcher verwendet worden ist.

[7]) Der Verschlag ist eine Zutat des 19. Jahrhunderts; durch ihn wurde eine Kammer gebildet, die ihr Licht von dem Fenster erhielt, das eigentlich für das Haus bestimmt war. Durch die Einfügung dieser Kammer war der Eingang ins Haus dunkel, zu Zeiten ganz lichtlos geworden.

[8]) Diese Kammer war dadurch entstanden, daß man nach dem Hause zu eine Bretterwand mit einer Tür eingezogen hatte. Ursprünglich scheint diese Kammer eine Heueinfahrt gewesen zu sein; denn auch die Wand nach der Straße zu kennzeichnete sich als spätere Einfügung: sie war eine leichte Spickwand, die zwei Blockwände miteinander verband.

[9]) Blockbau ist die Bauweise, bei der die Wände derart aus wenig behauenen Balken gebildet sind, daß die Balken der Länge nach übereinanderliegen und an den Ecken ineinandergreifen. Der Ständerbau trägt seinen Namen davon, daß in jeder Wand zwei oder mehr Säulen (Ständer) von unten nach oben gehen, unten auf einer Schwelle stehen und oben einen Querbalken tragen; in dieses Gerüst ist dann eine Wand eingezogen, die aus ganz verschiedenartigem Stoff hergestellt sein kann (Lehm und Stroh, Bretter, Ziegel usw.). Gemischter Block- und Ständerbau kommt auf ostmitteldeutschem Boden nicht ganz selten vor, gewöhnlich als gemischter Block- und Fachwerksbau; meist ist allerdings bei ebenerdigen Häusern eine Hälfte in Block- und die andere Hälfte in Ständerbau; bei einstöckigen Häusern beschränkt sich der Ständerbau auf den ersten Stock. Ein derartiges Haus findet man in Barzdorf unterhalb der Kirche, das „alte Pfarrhaus". Es ist besprochen und abgebildet bei: Lutsch, Wanderungen durch Ostdeutschland, 1888, S. 19. Andere Beispiele findet man angeführt in den Werken: Das Bauernhaus in Deutschland, und: Das Bauernhaus in Oesterreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Dresden, 1906.

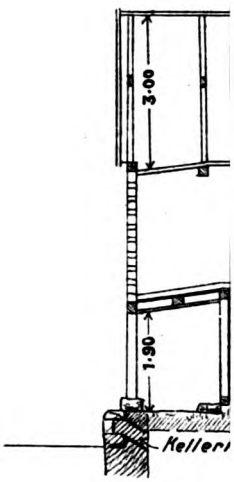
[10]) Über das deutsche Haus und seine Verbreitung findet sich eine sehr übersichtliche Karte in: Deutsche Erde, Gotha, VII, 1908, Sonderkarte 3; vgl. den Aufsatz dazu von Peßler, S. 45 flg.

[11]) Bald geschickt, bald ungeschickt findet sich das auch anderswo. Vgl. Lutsch, Wanderungen, S. 11.

[12]) Die Kellertreppe war in ihrer Bauweise beachtenswert. Ihre Decke war nicht gewölbt, sondern eine Flachdecke, die zusammengesetzt war aus dachziegelartigen Melaphyrbruchsteinen. Die Decke ruhte am Ende der Treppe auf einer Mauer und baute sich schräg nach oben so auf, daß die mittelsten Steine auf der Grundmauer eine Art Dach zueinander bildeten; hierüber legte sich nach beiden Seiten wiederum ein größeres Dach und so fort nach oben.

[13]) Die Stelle des Hauſes, an der der offene Kamin angebracht war, iſt bezeichnend: es iſt die einzige Stelle im Hauſe, die vollſtändig vor Wind und Wetter geſchützt war, als es noch kein Fenſterglas gab. Noch am Ausgang des 15. Jahrhunderts waren in Bürgerhäuſern Glasfenſter ganz unbekannt. Vgl. K. Stephani, Der älteſte deutſche Wohnbau, II. Band, Leipzig, 1903, Seite 565 flg.

unau (Böh




sicht: 1:150

# Volkstümliche Dichtung.

In dem im Jahre 1891 erſchienenen I. Bande meines Werkes „Aus dem Adlergebirge“ habe ich bereits im Abſchnitte „Land und Leute“ auch einige Volksdichtungen des Hieronymus Brinke veröffentlicht, worunter auf S. 176 u. ff. die auch außerhalb des Adlergebirges, wie in Braunau, verbreitete und bekannte Volksdichtung, betitelt „Tanzunterhaltung im Stadtſalon“. Seither konnte ich dem im XI. Bande, S. 150, dieſer Volkskunde beſchriebenen Original-Sammelbande Brinkeſcher Dichtungen entnehmen, daß meine damalige Veröffentlichung bloß den I. Teil dieſer Volksdichtung enthielt, indem der zugehörige II. Teil, welcher in ebenſo volkstümlicher Weiſe die Tanzunterhaltung in einem Dorfwirtshauſe ſchildert, unbekannt blieb. Nachdem nun außer dem Unterſchiede in der Schreibweiſe die ſeinerzeitige Wiedergabe im I. Bande „Aus dem Adlergebirge“ auch einige textliche Varianten gegenüber dem Inhalte des Original-Sammelbandes aufweiſt, hielt ich es für zweckmäßig, dieſe Brinkeſche Volksdichtung in ihrem vollem Umfange zu veröffentlichen, und laſſe dieſelbe nunmehr nachſtehends folgen:

## Tanzunterhaltungen im Stadtsalon und in der Dorfschänke, geschildert von einem Dorfburschen.

Von Hieronymus Brinke.

### I. Teil.

### Im Stadtſalon.

Amôl ging ich ei die Stôdt
On kaaft[1]) mer en neua Hut;
Da Hut dan hô ich a glei gehôt,[2])
Dar poßt mer â recht gut.

[1]) kaufte. — [2]) auch gleich gehabt.

A hôt en rechta breeta Rand,
Em on dem a ſomta[1]) Band,
Zwû grûße Quoſta hinga rô,[2])
Ich hotte meine Freede drô.

Etz wullt ich wieder of heimzu macha,[3])
Ich ging ſchon ei dar Goſſe naus,
Ich mußte bei mer ſalwer lacha,
Ich hôrte Tanzmuſik ei am Haus.
Die Muſik die ging wunderſchûn,
Es tôt mich ordlich wie nei ziehn;
Ich tôt's halt wôga,[4]) ich wullt's doch ſahn,
Wos do drenne werd geſchahn.

Oder wie ich ei die Stube trôt,
Woßt ich nê, wos ich mir ſöllte denka,
Dos is ganz anders ei der Stôdt
Ols wie bei onſem Schänka.
Dos is derkêne[5]) wie a Stôll,
Dos wôr a ſchûner grußer Sool,
Lang on breit, foſt ohne Ende,
Es hot a gôr gemôlte[6]) Wände.

Die Muſikanta ſôßa hûch,[7])
Sie mußta üwer ene Treppe nuf ſteiga,[8])
Jeder hot für ſich a Bûch,
Draus tôta ſie blôſa oder geiga.
Es worn dar Muſikanta viel,
On kôma die amol eis Spiel,
Do machta ſe rôſend lange Stöcke,
Derzweſcha wor wieder ene grûße Löcke.[9])

Die Städter Herrn, die machta Galle,[10])
Ei da feina ſchworza Fracka,
Dos ſein euch ganz ander Kalle[11])
Os wie mir, ei onſa kortza Jacka,
Sie rannta im Soole uf on nieder,
Kämpta ſich die Hôre on verwerrta ſe wieder,

[1]) Um und um ein ſamtenes. — [2]) herab. — [3]) nach Hauſe gehen. — [4]) wagen. — [5]) dagegen. — [6]) Es hatte auch ſogar gemalte. — [7]) hoch. — [8]) hinaufſteigen. — [9]) Lücke. — [10]) Gala, Hochputz. — [11]) Kerle.

On a Schnautzbort dorfte kem ne fahla,
On wenn a ihn[1]) hätt sölla der Kotze stahla.

Es war doch wetter keene Kälte,
On fost jeder hotte Handschka[2]) ô,
Os wenn a die Hände derfriesa söllte,
Die gôn[3]) sie ne amôl bem Tanza rô.
Dos wor mer zo tomb,[4]) ich mußte lacha,
Ich frogt: Warum tun sie denn dos macha?
Do tôt mer's ener glei erklär'n,
Ohne Handschka täta sie sich glê[5]) die Hände beschmern.

On dernôch erst die Städter Maidlan,
Wos die ols für Gelomper hôn,
Also schûne feine Kleidlan,
Ma mocht die Aaga droffe lon.
Ûwa recht enge on onta sehr weit,
Doß recht viel Raum zom Greichan bleit,[6])
Dos is a rôsend gruß Geflêder,[7])
Ei der Hand hon sie noch extra ene Plêder.[8])

Of em Koppe on im Busen,
O, dos stieht euch wunderschûn,
Do hon sie rute on weiße Rûsa,
Also wie 's of em Strauche blühn.
On a sogôr da âla Muhma[9])
Wachsa noch of em Koppe Bluma,
Die müga sich wull ofte bespretza lôn,[10])
Sonst wärn die Bluma nimme ausschlôn.[11])

Sie tun derbei wull a recht grûß,
Will ener eine zom Tanza kriga,[12])
Do macht a für ihr erst en Krotzfuß,
A tut sich â noch für ihr bicha.[13])
On seins' dernôch em Tantze drenn,
Do tantzt har a pôrmol mit ihr rem,

---

[1]) für a ihn mundartlich richtig an. — [2]) Handschuhe. — [3]) gaben. — [4]) bumm. [5]) Oberdörfisch glôi, Partikel aus „glaube ich", dicitur. — [6]) zum ungeschickten breiten Hin- und Herschreiten bleibt. — [7]) bauschiges Herumfliegen der Kleider. — [8]) Fächer in der eigentlichen Bedeutung eine Winderzeugungsmaschine, mit welcher das Getreide gereinigt wird. — [9]) den alten Basen, hier allgemein für „Weiber". — [10]) lassen. — [11]) ausschlagen. — [12]) bekommen. — [13]) beugen.

Noch[1]) dankt a ihr, a tut sich ne schâma[2])
On tut sich wieder ene ander' nahma.

Oder[3]) bei dam Tantza ei der Stôdt,
Do macha sie ganz ander Denge,
Sie tantza ne immer em a Rôd,[4])
Sie macha gôr korioſe Sprenge.
Do sprengt a jeder, wie a will,
On dos heeßa sie Quadrill,
Sie renna dorchnander wie die Tomma,[5])
Zoletzt kôma[6]) sie wull wieder zosomma.

Mit dam Trenka dô hielta sie Mooß on Ziel,
Mir scheint sie hotta ne viel Haller,[7])
Sie tronka wull, ok gôr ne viel,
's Glos trûga sie of am Taller.
Do dermit machta sie noch recht Parade,
A Schnops, dos hießa sie Limonade,
Bier wullta sie recht ausgegôrnes
On die Gôllert,[8]) dos hießa sie Gefrôrnes.

On dos ging aſo ei der Stelle,[9])
Os[10]) wenn sie gôr ne loſtig wärn,
Moncher hotte gôr ene Prelle,[11])
Aſo gôr die jonga Herrn,
Mit dar Brelle könna sie sich beſſer orientiern,
Do mûcha sie's wull bâle spûrn,
Wos a Jongfer is oder ene Hôre,
Moncher hot gôr die Aaga ô ar Schnôre.[12])

Wies dernôch ems Heimgihn kôm,
Do wor erſt a Grûßgetue;
Do zûga[13]) sie sich wieder anders ô,
Die Weibsbelder Wekler[14]) on ander Schuhe.
Die Herrn nohma â noch ene ander Plente[15])
On machta hundert Koplamente.
Dernôch wor endlich 's Grûßtun aus,
Sie ginga gor stelle zom Loche naus.

* * *

[1]) Hernach. — [2]) schämen. — [3]) Aber. — [4]) im Rade, Kreiſe herum. — [5]) Dummen. — [6]) kamen. — [7]) Heller für Geld. — [8]) Gallerte. — [9]) in der Stille. — [10]) Als. — [11]) Brille. — [12]) an einer Schnure, nämlich den Zwicker. — [13]) zogen sie sich an. — [14]) Die Weiber Umwurfstücher. — [15]) Rock.

## II. Teil.

### In der Dorfschänke.

No, do lot[1]) mich ok zo Ruh
Mit da della lôma Kromanza,[2])
Do gieht's bei ons ganz anders zu,
Wenn ma will amôl eis[3]) tantza,
Do gieht ma halt ganz frank on frei
Unschiniert ei's Wertshaus nei.
Do dorf ma sich â gôr ne schâma,
Ma derf ne amôl de Mötze rônahma.

Kömt ma nei zo dar Stûwatüre,[4])
Do bleibt ma stiehn os wie a Stronk;
Is monchmol â a gruß Geröhre,
Onsereis,[5]) ma is noch jong;
Giht's a wing ochsahoftig[6]) dernieder,
Stüßa sie eis, do stüßt ma wieder,
Denn is ma dô ne a besla grôb,
Do krigt ma halt do gôr ke Lôb.

Do sieht's ne aso nôwel aus,
Do is ma wie derheime,
Dos is halt ok a Dorfwertshaus,
Do is olls wie vo Leime;
Do is â kêne gemolte Stûwe,
Hôt's ei a Diela â ene Grûwe
On sollt ma drûwer, ma acht ne druf,
Ma stieht geschwende wieder uf.

Is der Tanzplatz a besla enge,
Do macht ma sich a gôr nischt draus,
Werd im Tanze a gruß Gedränge,
Do stüßt halt ener a andern raus.
Ma muß halt techtig „Solo" schrein,
On wölla sie noch ne stiehn blein,[7])
Do werd dernoch ne lange getändelt,
Do werd halt gor sakrisch gehändelt.

---

[1]) laßt. — [2]) Mit diesen lahmen Gestikulationen. — [3]) eins. — [4]) zu der Stubentüre. — [5]) Unser einer. — [6]) ochsenhaftig, roh, gestößig. — [7]) bleiben.

Em ene Tänzern is do gôr kene Nut,
Söllt ma do viel Koplamente macha,
Do würda die Maidlan feuerrut,
Sie würn eis noch derzu auslacha.
Zom Tanza dorf ma do keine bieta,[1])
Do komma sie gor rasch geschrlta,
Wenn ma ok mit am Finger winkt,
Do hänga sie sich ô gor flink.

Fürs Tanza sein do die Maidlan eigenumma,
Do laafa sie oft stundaweit,
Mog's Wâter[2]) sein wie's will, sie komma,
Wenn's glei reint,[3]) on störmt, o(n) schneit,
Zom Tanza tut sich keene schâma,
Sie lôn sich â ohne Handska nahma;
On komma die amôl eis Rôd,[4])
Die krlga's â ne bâle sôtt.[5])

Fürs Tanza gäb' do manche 's Lâwa,
On wos sie sonst noch olles drem gân,[6])
Tanzt ene nê, do stieht sie traurig dernâwa,
Tut neidisch of die Tänzer sahn.
Zom Tanza is do keene faul,
Hot ma â de Pfeife im Maul,
On söllt sie sich glei drô verbrühn,
Tanza werd sie mit jedem giehn.

On gieht dos Tanza amôl lûs,
Do gieht's â hortig, recht vom Flecke,
Do tanzt olles, kleen on gruß,
Do wort[7]) ma nê of gut Geschecke.
Hört die Musik amôl ûf,
Do hêßt's halt bâle: Noch eis drûf,
Do werd getanzt die ganze Nacht,
Dos der Fußboden on der Stiefel kracht.

Mit der Musik nehmt[8]) ma's âne aso nette,[9])
Für's Geld do will ma doch wos hör'n,
Obs a Waldhorn is oder a Trompête,
Wenn's ok tut recht techtig röhr'n.

---

[1]) bitten. — [2]) Wetter. — [3]) regnet. — [4]) Runde. — [5]) satt bekommen. — [6]) geben. — [7]) wartet man nicht darauf, was sich gut schickt. — [8]) nimmt; in der Mundart mit kurzem e. — [9]) auch nicht so genau.

Aſo a feine Muſik, die ma kam[1]) hört,
Do werd ju ok die Loſt geſtört;
Es is gröde os wenn ma ſöllte foſta,
Em beſta is a Trummel on a Leierkoſta.

Mit dar Klêdung, do is â ke gruß Getacke,[2])
Do hôt a jeder wos anders ô,
Ob's a Pelz is oder ene Jacke,
Do leit wetter gôr niſcht drô.[3])
Werd em[4]) amôl gor zo heiß,
Oder kömmt ma bem Tanza ei a Schweiß,
Do macht ma ſich en Teufel draus,
Ma zoiht Pelz on Jacke aus.

On aſo is â mit da Maidlan,
Die hon a gôr verſchiedene Kloft,[5])
Hon ſie â ne ſelle[6]) feine Klêdlan,
Bem Tanze do ſein ſie zoſommageroft.[7])
On doß ſie ern[8]) ſella nê derfrieſa[9])
Oder gôr a Kôp verlieſa,[10])
Do hon ſie a gut Mettel erfonda,
Sie hon a Kôp ei a Tüchla gebonda.

Oder bei dam Tanza do krigt ma Dorſt,
On Dorſt leida, dos will ich ne hoffa,
A Blechatſch[11]) Bier dos is ok Worſt,
Do werd halt recht techtig geſoffa.
On brengt dos Bier ken Rauſch ne ûf,
Do trenkt ma halt recht Brandwein drûf,
Werd ma â ne gôr a Schwein,
A besla beſoffa muß ma ſein.

Dernôch gieht's erſt recht vom Lâder,[12])
Do gieht's erſt recht loſtig zu,
Do is ma lechte wie a Fâder,[13])
Ma löt[14]) â noch ken Menſch zo Ruh.
Do löt ma erſt die Kuraſche ſpürn,
On will ſich der Schänke nê recht rührn,

---

[1]) kaum. — [2]) Tüftelei. — [3]) liegt weiter gar nichts daran. — [4]) einem. — [5]) Kleidung. — [6]) auch nicht ſolche. — [7]) zuſammengerafft, in beſter Ordnung. — [8]) etwa, am Ende. — [9]) erfrieren. — [10]) Kopf verlieren. — [11]) Aus dem tſchechiſchen plechác, ein großes Gefäß aus Blech, gewöhnlich 1 Liter. — [12]) Leder. — [13]) leicht wie eine Feder. — [14]) Man läßt.

Do ſchlât ma Grûwa[1]) ei a Tlſch,
On dâr muß ſchweiga wie a Fiſch.

Js die Nacht ſchon ziemlich rem,
Do is immer noch a Lâwa,[2])
Moncher gieht mit am Maidla hêm,[3])
On moncher bleit noch klâwa.[4])
On is der Schänke nê recht feſte,
Do is a beſoffa wie die Gäſte;
Js ener die Zeche ſcholdig blîn,[5])
Die bleit wull of der Tofel ſtiehn.

Dos is gôr a ander Lâwa
Os wie ei dam Städter Sool.
Dort trett kener mit am Wörtla dernâwa,
Ma hört ken Juxer on ken Knôll.
Kener tut em andarn[6]) wos zo Lêde,
Do löt ma ihn[7]) ok die ſtelle Freede
On macht ſich loſtig noch onſer Ort,
Ohne Brelle on ohne Bort.

---

Aus Brinkes Original-Sammelbande, Nr. 7, S. 36—44.

## Der Tanz.

### Lektion aus dem Kopfe eines alten Mannes[8]) an die Jugend.

Von Hieronymus Brinke.

Gewiſſermaßen ein Gegenſtück zu den vorangehenden Schilderungen des Tanzvergnügens in Stadt und auf dem Lande bildet die mit obigem Titel verſehene Brinkeſche Dichtung, welche in moraliſcher Hinſicht belehrend auf die tanzluſtige Jugend einzuwirken ſucht. Von dieſem Gedichte finden ſich zwei Lesarten vor, wovon die eine auf 4 zuſammengehefteten Quartblättern von Brinke eigenhändig niedergeſchrieben wurde, während die zweite in dem mehrerwähnten Original-Sammelbande unter Nr. 12, S. 60—64, verzeichnet erſcheint. Die aus ſpäterer Zeit ſtammende Lesart im Sammelbande weiſt jedoch mehrfache Auslaſſungen und

[1]) ſchlägt man Gruben in den Tiſch. — [2]) Leben. — [3]) heim, nach Hauſe. — [4]) kleben. — [5]) geblieben. — [6]) einem anderen. — [7]) läßt man ihnen. — [8]) Im Original-Sammelbande: „eines Greiſes."

Textabweichungen gegenüber der ursprünglichen Fassung auf, weshalb ich auf die betreffenden Stellen in der nachfolgenden Wiedergabe dieser Volksdichtung nach der ursprünglichen Fassung unter dem Striche anmerkungsweise verweise.

---

Wer das Tanzen hat erfunden,
Hat wohl die Folgen nicht bedacht,
Sonst hätte er wohl seine Stunden[1])
Mit etwas Besserem zugebracht.
Darum nennt auch die Geschichte nicht den Erfinder,[2])
Kein Denkmal zeichnet seine Tat,
Ein Unglück ist es nur für[3]) Menschenkinder,
Was sein[4]) Wahnsinn erfunden hat.
Der älteste[5]) Tanz, den wir aus der Bibel kennen,
War schon vor Gott dem Herrn ein Greul,
Wie man[6]) um ein goldnes Kalb tat rennen;
Und so ist es[7]) auch noch alleweil.
Zwar heißt es: Man tanzt bloß[8]) zum Vergnügen,
Nicht wie Israel, aus Abgötterei,
Aber des Tanzes Folgen strafen dies Lügen,[9])
Nicht jeder Tanz ist von böser Absicht frei.
Dies beweisen die vielen gefallenen Mädchen,
Die bei Trunke und beim Tanz[10])
Auf dem Lande wie im Städtchen
Zu Grabe trugen ihren Kranz.[11])
Ganz verblendet und verpicht
Sind die meisten Mädchen ganz,
Sie scheuen Nacht und Wetter nicht,
Gibt es nur irgend einen Tanz.
Da stehn sie am Tanzplatz bis acht Stunden
Und harren da geduldig aus.
Hat sich kein Tänzer noch gefunden,
Geht manche traurig dann zu Haus.[12])
So sind die Mädchen[13]) eingenommen
Für den Tanz[14]) mit wahrer Wut;

---

[1]) Ebenda: „Denn sonst hätte er seine Stunden." — [2]) „. . . auch nicht die Geschichte den Erfinder." — [3]) „. . . ist's für . . ." — [4]) „Was einst sein Wahn . . ." — [5]) „Der erste . . ." — [6]) „Wo man . . ." — [7]) „. . . so geschieht's . . ." — [8]) „nur". — [9]) „Aber die Folgen strafen dies oft Lügen." — [10]) „Wie weint und klagt so manches Mädchen, Weil sie bei Musik und beim Tanz." — [11]) „In der Dorfschänke oder im Städtchen Zu Grabe trug ihren Jungfernkranz." [12]) Vorstehende acht Zeilen fehlen im Sammelbande. — [13]) „Die meisten Mädchen sind . . ." — [14]) „Für das Tanzen . . ."

Sind ſie einmal in den Reihen gekommen,
Brennen ſie auch vor Liebesglut.[1])
Und wird verdorben das beſte Gewand,
Koſtet es auch ein Paar neue Schuh,
Sagen ſie: Ich hab mir's angewand'(t),
Und koſtet es auch Schlaf und Ruh.[2])
Der Wollüſtling kennt[3]) ihre ſchwache Seite,
Ködert ſie mit Tanz[4]) und Schmeichelei;
Und bald ſind ſie[5]) des Laſters Beute
Und mit der Tugend iſt's vorbei.[6])
Umſonſt iſt dann der Eltern Wachen,
Vergebens jede gute[7]) Lehr,
Sie gehn zum Tanz, ſie ſpringen[8]) und lachen,
Verſcherzen[9]) Geſundheit, Glück und Ehr.
Was der Jüngling ſich erworben
Durch ſchwere Arbeit die Woche lang,[10])
Iſt er auch noch nicht ganz verdorben
Und hört am Sonntag der Muſik Klang,
So eilet er im ſchnellen Fluge
In den Tanz mit Leibeskraft,[11])
Verſchwendet beim Tanze und beim Kruge,[12])
Was mühſam ihm ſein Fleiß verſchafft.[13])
Er opfert ſeiner Jugend Kräfte,[14])
Er opfert all ſein Hab und Gut,
Dieſem wahnſinnigen Geſchäfte
Opfert er auch Schweiß und Blut.
Das Tanzen nach der alten Mode
War noch menſchlicher[15]) und edlerer Art,
Jetzt nur vorwärts! raſch zum Tode
Rennt die Jugend[16]) wie vernarrt.
Man ſtürmt hinein in großer Menge
Als gelte es ein Kriegsheer zu verjagen,

---

[1]) „Erhitzet ſich das junge Blut." — [2]) Vorſtehende vier Zeilen fehlen im Sammelbande. Mir's angewandt, habe es genoſſen. — [3]) „. . . benützt . . ." — [4]) „Ködert ſie durch Tanz und Trunk . . ." — [5]) „Das gute Mädchen wird . . ." — [6]) „Unſchuld und Tugend iſt vorbei." — [7]) „. . . des Prieſters fromme . . ." — [8]) „. . . hüpfen . . ." — [9]) „Nicht achtend . . ." — [10]) „Im Schweiß die ganze Woche lang." — [11]) „Hin zum Tanz mit Mut und Kraft." — [12]) „Opfert beim Tanze und dem Kruge." — [13]) „. . . geſchafft." — [14]) „. . . ſeine Jugendkräfte." — [15]) „. . . menſchlich . . ." — [16]) „Die Jugend iſt ja . . ."

Wird dann im Tanze ein Gedränge,
Tun sie sich[1]) um den Tanzplatz schlagen.
Heißt das Vergnügen? Heißt das Lust,[2])
Wenn Frohsinn sich in Zorn verwandelt (?)
Und mancher da in Rausch und Wust,
In Rohheit[3]) und vernunftlos handelt. (?)
Getanzt wird wahrscheinlich[4]) überall,
Vorherrschend aber in[5]) deutschen Gauen
Kann man in der Kneipe wie im Saal
Des Tanzes höchsten[6]) Unsinn schauen.
Hier tanzt der Mann und auch das[7]) Weib,
Hier tanzen schon die kleinen Kinder,
Das Kind tanzt schon im Mutterleib,
Alte Greise[8]) auch nicht minder.
Wie verhunzt und wie verlacht
Wird dadurch nicht die Religion,[9])
Alles wird verkehrt gemacht,
Den Kirchensatzungen[10]) wie zum Hohn.
Der Sonntag ist, um auszuruhn,
Um gute Werke auszuüben,
Aber, was sieht man da nicht alles tun,
Was wird da nicht alles getrieben.
Es hat kaum der Knecht und auch die Magd
Die ganze Woche so viel Schweiß vergossen,
Als bei dem Tanz am Ruhetag
Von ihrer Stirn ist geflossen.[11])
Wie soll der Christ sich herzlich freun[12])
Und danken Gott für die Gnad',[13])
Wenn jährlich tritt der Festtag[14]) ein,
Wo man die Kirche[15]) eingeweihet hat.
Wie viele denken nicht daran,[16])
Vergessen[17]) dieser Wohltat ganz

---

[1]) „Tut man sich . . ." — [2]) „Ist das ein Vergnügen? Ist das eine Lust." — [3]) „Voll Rohheit . . ." — [4]) „. . . vermutlich . . ." — [5]) „Doch allermeist in . . ." — [6]) „. . . größten . . ." — [7]) „. . . hier tanzt das . . ." — [8]) „Jünglinge und Greise . . ." — [9]) „Wird Christenbrauch und Religion." — [10]) „Der katholischen Kirche . . ." — [11]) Vorstehende acht Zeilen fehlen im Sammelbande. — [12]) „. . . der fromme Christ sich freun." — [13]) „. . . Genad'." — [14]) „. . . Gedächtnistag . . ." — [15]) „. . . das Gotteshaus . . ." — [16]) „Die Jugend denkt gar nicht daran." — [17]) „Vergessend . . ."

Und freuen ſich, bricht der Feſttag an,[1])
Nur auf Kuchen[2]) und Kirmestanz.
Man beſucht den Tag darauf[3])
Die Gräber auf dem Gottesacker
Und eilt von da[4]) in vollem Lauf
Zum Tanze und tanzt wieder wacker.[5])
Stirbt ein Kind, eine Jungfrau oder Junggeſell,
Sollte doch die Jugend an das Sterben denken,[6])
Gehn aber[7]) vom Grab ins Wirtshaus ſchnell
Und tanzen, anſtatt ſich über den Tod zu kränken.[8])
Geht irgend die Jugend zu einem Kirchenfeſte,[9])
Titularfeſt heißt es[10]) auch,
Da kümmern ſich die jungen Wallfahrtsgäſte[11])
Sehr wenig um[12]) den frommen Brauch.
In der Kirche ſie nicht lange weilen,
Kaum iſt der Gottesdienſt vorbei,
Fragen ſie und ſich beeilen,[13])
Wo der beſte[14]) Tanzplatz ſei.
Tritt ein Brautpaar in den Eheſtand ein,
O der fürchterlichen Mode!
Statt zu beten[15]) um Glück und Gedeihn,
Tanzt die Braut[16]) ſich halb zu Tode.
Um Gottes Ehre zu vermehren,[17])
Erfand die heilige Cäcilia
Die Orgel; dafür tut man ſie jetzt verehren
Mit Tanzmuſik und mit Hoppſaſa.

---

[1]) „Sie freut ſich, rückt das Kirchweihfeſt heran." [2]) „. . . Kirmeskuchen . . ." — [3]) „. . . beſuchet tags darauf." — [4]) „Eilt von da zum Tanz . . ." — [5]) „Und tanzet wieder dort recht wacker." — [6]) „Sollte die Jugend doch den Tod betrachten." — [7]) „Sie laufen aber . . ." — [8]) „Beim Tanzen ſie den Tod verachten." — [9]) „Geht ſie irgendwohin zum Kirchenfeſte." — [10]) „. . . nennt man es . . ." — [11]) „. . . die Kirchfahrtsgäſte." — [12]) „Wenig um . . ." — [13]) „Da laufen ſie, bemühen ſich dahin zu eilen." — [14]) „. . . ſchönſte . . ." — [15]) „Statt Gott zu bitten . . ." — [16]) „Tanzt man dabei . . ." — [17]) Von da ab mit anderem Schluſſe in nachſtehender Lesart:

„Und ſo iſt es bei jedem kirchlichen Feſte,
Ohne Tanz kömmt's nicht zum Schluß.
Und da achten auch die luſtigen Gäſte
Weder Schaden noch Verdruß
Da wird verklopft der letzte Heller,
Verſchwelgt des Schlafes ſüße Ruh,
Tags darauf gibt's leere Teller,
Oft noch Ärgernis dazu.

Die Tanzwut ſteigert ſich noch immer
In jedem Stande und überall,
Die Mädchen werden immer dümmer,
Sie halten ſchon gar Flachsbrecherball.
Da raſen ſie dann nach Belieben,
Wählen ſich ſelbſt die Tänzer aus,
Was da alles wird getrieben,
Es iſt fürwahr ein rechter Graus.
Ach, Mädchen! werdet doch vernünftig,
Befleißigt euch der häuslichen Geſchäfte,
Vergeudet nicht beim Tanze künftig
Eure beſten Lebenskräfte.
Im Schweiße deines Angeſicht(s),
Sprach Gott, ſollſt du dein Brot genießen,
Doch der Schweiß bringt kein Brot uns nicht,
Den wir ſo häufig beim Tanz vergießen.
Das Tanzen führet nicht zum Himmel,
Es bringet auch weder Geld noch Gut,
Es iſt ein närriſches Getümmel
Und verdirbt das junge Blut.
Drum hütet euch ihr jungen Pflanzen,
Bewahret eure Sittſamkeit,
Müßt ihr dann doch einmal tanzen,
So tut es mit Beſcheidenheit.
Bezähmet eure tollen Triebe,
Mäßigt eure Tanzeswut,
Bedenket: Die ertanzte Liebe
Bringt Unheil und tut ſelten gut.

---

Das Tanzen wäre an und für ſich
Ein Vergnügeu ohne Sünde,
Wenn nur die Jugend ſittiglich
Sich zu mäßigen verſtünde.
Drum, ihr jungen Menſchenpflanzen,
Machet euch das Tanzen Freud',
So tut nicht übermäßig tanzen,
Tanzt vernünftig und mit Beſcheidenheit."

# Unterhaltung und Geselligkeit.

Von Hieronymus Brinke.

---

Welche von allen Erdenfreuden,
Die uns dies Erdenleben beut,
Wäre wohl mehr zu beneiden,
Als Unterhaltung und Geſelligkeit.
Wie fad ſind alle Erdengüter
Bei verborg'ner Einſamkeit,
Sie machen uns das Leben bitter,
Wenn mit uns ſich niemand freut.
Erſt dann ſchlägt das Herze lauter,
Erſt dann wird die Freude rein,
Wenn man im Kreiſe recht vertrauter
Und biederer Freunde ſich kann freun.
Wenn nach ſechs mühevollen Tagen
Der Tag des Herrn die Ruhe gebeut,
Und der Bürger nach Mühen und Plagen
Auf dieſen Ruhetag ſich freut,
Und der Chriſt im Gotteshauſe
Gott ſein Herz in Andacht weiht,
Und nach genoſſenem Mittagsſchmauſe
Sich im Zirkel froher Freunde freut.
Leider! Sind in unſern Gauen [freut,
Die Geſellſchaften rar, wo man ſich ſo gemütlich
Vielmehr kann man beim Glaſe ſchauen
Prahlerei und Haß und Neid.
Handeln, Schachern, Karten ſpielen,
Das Glück des Nächſten unterwühlen,
Im Rauſche raſen, Händel ſuchen,
Raufen, Poltern, Schimpfen, Fluchen,
Den Einfältigen vollends zum Narren machen,
Über Recht und Tugend höhniſch lachen,
Zwiſchen Freunden ſtiften Zank und Streit,
Das nennt die Rohheit Unterhaltung,
Das nennt ſie Geſelligkeit.
Doch abgeſehen von dieſen wilden Zechgelagen,
Wo das Getränk der Torheit Mut verleiht,
Gibt es ja doch in unſern Tagen
Geſellſchaften, wo Vernunft und Beſcheidenheit

Und geiſtige Reden die Zeit verkürzen
Und Witz und Scherz das Getränke würzen.
Wo mit Anſtand und Beſcheidenheit
Sich Freund an Freundes Seite freut.
Freilich findet man ſolche Ehrengäſte
Wohl höchſt ſelten und nicht immer,
Am wenigſten an einem Kirchenfeſte
Und in ungebildeter Wirte Zimmer.
Einen Gaſtwirt ohne Manieren
Meiden gern gebildete Herrn,
Der Pöbel geht durch ſeine Türen,
Denn gleich und gleich geſellt ſich gern.
Wo der Gaſtwirt redlich handelt
Und bedient die Gäſte mit Höflichkeit
Und die Wirtin freundlich waltet,
Dort trifft man Unterhaltung und Geſelligkeit.

---

Aus Brinkes Original-Sammelbande Nr. 26, S. 121—123.

# Sage und Brauch aus dem Isergebirge.

(Morchenstern und Gablonzer Gegend.)

Gesammelt und mitgeteilt von J. Meißner, Lehrer in Morchenstern.

(Fortsetzung vom XII. Bande, S. 186.)

## Die Elfen.

Die Wurzel für diese Gestalten ist im Seelenglauben zu suchen. Bezieht man die „freie Natur mit ihren wechselnden Reizen und Schrecken, Segnungen und Gefahren" in den Vorstellungskreis der Seelentiere und des Wiedergängerglaubens ein, so ist die neue Stufe der Dämonenwelt: die Welt der Elfen, erklärlich. Die Natur wurde „die ergiebigste Fundstätte der Einbildungskraft". Den weiten Luftraum gestaltete sie zu einem erdenhaften und doch überirdischen Wunderlande um, aus den Erscheinungen des Wetters, das auch heute noch die stärksten und weisesten Kulturmenschen in seiner Gewalt hat, aus all seinen zahllosen Formen, Tönen, Farben, Lichtern und seinen oft so auffälligen Wirkungen schuf sie zauberische Tiere und Hunderte von menschengestaltigen Geistern und Göttern, die jenes Wunderland bevölkerten. Aber auch die Erde war ihr Tummelplatz, denn die Licht- und Wettergewalten griffen ja fortwährend in die Berge, Gewässer, Wälder und Felder ein, und so entstand ein reges „Wechselleben der Weltgegenstände". (Meyer, M. d. G., 144.)

Buschweibel, Wassermann, Drache, Nachtjäger sind jene Elfengestalten, von denen noch manche Sage kreist. Warum schalten und walten heute diese Wesen nicht mehr in dem Naturreiche? Auf diese Frage gab mir ein 80jähriger Gewährsmann zur Antwort: „Sie sind alle in 'n Bann gesetzt." Obwohl der „Nachtjäger" dem Göttermythus angehört, tritt er uns in der Volksanschauung mehr als Elfengestalt entgegen; eine Umwertung oder ein Rudiment, dies zu unterscheiden, ist schwer.

## Die Elfen.

Sage 321.

Im Hammerdorfe war ein Ziegenhirt, welcher mit seinem Mütterchen friedlich in einem kleinen Häuschen wohnte. Die Leute bemerkten, daß der Knabe jeden Abend auf die Heide ging und fragten ihn, weshalb er das tue. Er erwiderte, daß er jeden Abend sehen ginge, wie die Elfen tanzten. Als er einmal wieder zuschaute, baten ihn die Elfen mitzutanzen; er tat dies und wurde am dritten Tage tot auf der Heide aufgefunden. Seine Mutter ging täglich an den Ort, weinte und betete. Dadurch wurde an der Stelle ein Sumpf und jetzt ist dort ein Brunnen.

(K. R. Fischer, Gablonz.)

## Die Waldgeister.

Waldelfen belebten die Wälder der Iserberge. Sie verschmähten die Einsamkeit im großen Gebirge, liebten dagegen die Gebüsche in der Nähe der menschlichen Siedlungen. Mit den Menschen pflogen sie regen Verkehr. In gutem Gedenken steht noch das Buschweibel, auch Streu-, Rüttel- oder Pelzweibel genannt. Diese Elfe gesellt sich zu den Klaubholzsammlerinnen, hilft ihnen ihren Korb „aufhocken", hört ihre Klagen über Armut und Not an und wirft ihnen dann Waldstreu zu, welche die Beschenkten aber achtlos wegwerfen bis sie bei der Heimkehr einige zufällig übriggebliebene Blättlein als lauteres Gold erkennen. Oft forderte das Buschweibchen von einsamen Hirtenmädchen und Waldgängern, sein arg verwirrtes Haar zu ordnen, wofür es den Willigen als Lohn ebenfalls Streu gab. Auch selbst in die Behausungen der Menschen trat es ein, so in Marienberg bis in die Stube. Entgegen dieser Auffassung galt anderseits das bloße Erscheinen des Weibleins schon als ein „Anzeichen" für kommendes Unglück. Holz- und Wilddiebe kehrten sofort um, wenn sie der Gestalt ansichtig wurden. So spricht Leutelt in seiner Erzählung: „Die Könighäuser" (Seite 6) vom Waldweibe, „das oben auf dem Dornst in einer menschenunzugänglichen Höhle des Felsens hausen und dessen Erscheinen eintretendes Unglück verkünden soll."

Dieser wechselnde Sinn verrät die ursprüngliche Wetter- und Windnatur dieses Waldgeistes. Die Beschreibungen über das Aussehen des Buschweibchens stimmen nicht ganz überein. Seinem wetterwendischen Charakter nach erschien es bald mit schönem blonden Haar, bald derart zerzaust, daß man ihm ängstlich auswich, ein andermal deckte eine Haube seinen Kopf oder ein kleines Pelzel kleidete seinen Leib. Gleichlautend

bezeichnet man es als ein kleines altes Weiblein mit abgehärmtem Gesichte und bekleidet mit einem kurzen Röckel. Der Ausdruck: „Giehst wie a Rüttlweibl" wurde mancher armselig gekleideten Frauensperson zugerufen und einer Bettlerin in Hirschwinkel (Morchenstern) trug ihr dürftiges Aussehen den Spottnamen „Rüttlweibl" ein. Leutelt schildert das Waldweib „als graue Gestalt, gleichfarben mit dem fahlen Gestein".[1]) Den Rücken hatte das Rüttelweibel mit einem Tragkorb beschwert, in dem sich lauter „Vogeltritt", ganz schwache dünne Aestchen, die von den größeren Vögeln und vom Winde abgebrochen werden — „Knickasteln" nennen sie auch die hiesigen Leute — befand.[2]) Nach Meyer stürzen sich im Riesengebirge die Rüttelweiber im Wirbelwind auf die Wiesen und werfen das Heu auseinander.[3])

Das Waldweibel treffen wir auch als Tiergestalt an.[4]) So nennen heute noch alte Leute den Schwarzspecht das „Rüttelweibel" oder den „Ränvogel" (Regenvogel). Kam der Specht aus dem Walde in die Gemarkungen des Dorfes und ließ er hier sein eigentümliches Geschrei hören, erwartete der Bauer einen Witterungsumschwung.[5])

Die Buschweibel bevölkern nun nicht mehr die Gegend. Sie wurden arg verfolgt und zogen deshalb aus dem Lande fort,[6]) verhießen aber beim Abschiede ihre Wiederkehr in folgendem Sprüchlein:

Wir kommen nicht früher ins Böhmerland,
So lang es nicht ist in Fürstens Hand.

Manche stießen auch Verwünschungen aus und weissagten die Zukunft.[7]) In der Gablonzer Gegend waren auch „Buschmännchen" zu Hause.

## Sage 322.

Zu den Kindern und Weibern, die in den Buchbergwald gingen, um Waldstreu zu holen, kam mitunter ein Waldweibel, zwerggroß, das den Sammlerinnen bei den Arbeiten behilflich war. Die von dem Weiblein mit dazu geworfenen Blätter erwiesen sich bei der Heimkehr als Goldstücke.

Die Anwohner des Buchberges nannten diese Gestalt „Strejweibl".

(Franz Neumann, Georgental.)

## Sage 323.

Ein armes Weib, das ebenfalls in den Wald kam, um hier Laub zu sammeln, traf mit einem kleinen dürftigen Weiblein zusammen, das sich nach ihrem Ergehen erkundigte. Als es hörte, daß Not im Hause

der Frau herrsche, schenkte es der Holzklauberin eine „Schürzol“*) Laub. Die Beschenkte warf aber auf dem Heimwege das Laub achtlos weg und nur einige Blättlein waren hängen geblieben, die sich dann zu Hause in pures Gold verwandelten. Das Suchen nach den weggeworfenen Blättern war vergeblich. (Frau Krombholz, Georgental.)

## Sage 324.

Es war noch vor dem Kriege im Jahre 1866. Ein Mädchen hütete auf dem „Schölerberge“ in Karlsberg die Kühe. Da kam das Buschweibchen zu ihm und warf ihm Laub in die Schürze. Bei der Verabschiedung rief es:

Ich komme nicht eher in Euer Land,
Bis es wird kommen in Fürstens Hand.

Das Mädchen entledigte sich des Laubes, einige Blättlein blieben aber an der Schürze hängen und diese blitzten ihm zu Hause als blanke Dukaten entgegen. (Anna Semtner, Karlsberg, Nr. 56.)

## Sage 325.

Das Rüttelweibel in den Lichtenberger Wäldern war ein kleines altes Weibel, das man sehr häufig heftig schreien hörte. Vielen Leuten, die in Not geraten waren, hat es geholfen:

„Ihr Weib, tut Euch ock a Bößl Streje nahm'n!“,

so eiferte das Rüttelweibel eine Holzklauberin an.

(Frau Kaulfuß in Albrechtsdorf.)

## Sage 326.

In Ober-Maxdorf näherte sich das Rüttelweibel zuweilen den Kuhhirten. Wie gehen die Kühe?, fragte es eine Hirtin. „Mußt se hüttn, dou wirschst sahn!“, entgegnete ihm ein dreistes Mädchen. Auf diese kecke Antwort hin verschwand es sofort.

Ein andermal ersuchte es eine andere Hirtin: „Madl, such mr ok a Bößl!“ Das Mädchen kam dem Verlangen nach und das Rüttelweibel empfand ein solch Wohlgefühl dabei, daß es „einnickte“. Zur Belohnung gab es dem Mädchen eine Handvoll Birkenlaub, das es von einem Bäumchen abstreifte. Die Belohnung war nicht nach dem Geschmacke der

*) Eine Schürze voll.

Hirtin und diese warf das Laub, als das Weiblein aus dem Gesichtskreise verschwunden war, beiseite. Die Ueberbleibsel wurden daheim zu Gold.

Das Rüttelweibel trug schönes gelbes Haar, war aber sonst wegen des „dürftigen" Gesichtes nicht gerade schön. Heute sind die Weiblein nicht mehr in der Gegend. Sie verließen das Gebiet und empfahlen sich mit dem bekannten Spruche. Nach einem völligen Umsturze erwarten die Gläubigen ihre Wiederkehr.

(Ignaz Hoffmann, Ober-Maxdorf.)

## Sage 327.

In der Nähe des Ortsteiles „Han" in Wiesental hatte der Bauer Simm eine große Waldung. In derselben liegt ein Fels, der unter dem Namen „Grußstejn" bekannt ist. Bei diesem Steine soll ein großer Schatz verborgen liegen. Als Simm einst am Rande dieses Waldes mit dem Wegräumen einer „Steinrücke" beschäftigt war, überraschte ihn bei seiner mühevollen Arbeit die Nacht. Ein eigentümliches Geräusch, ein „Radern" in den starken Fichten und Buchen des Waldes lenkte seinen Blick dorthin. Da hing an einem starken Aste einer Buche ein Weibel mit ausgespreizten Armen; es hielt sich mit beiden Händen fest und schaukelte hin und her. Es war eine mittelgroße Gestalt mit kurzem Röckel, einer Haube und einem kleinen Pelzchen. Als sich das Weiblein beobachtet sah, schwang es sich herab und verschwand.

Die Erzählerin, Frau Stehr, eine geborene Simm, ist eine Verwandte des erwähnten Bauers. (Wiesental.)

## Sage 328.

Als die genannte Frau Stehr in ihrer Jugendzeit in der Nähe des „Grußsteines" auf dem väterlichen Besitze über ein „Stück Erbsen" zu wachen hatte, kam um die Mittagszeit ein kleiner Junge auf das Erbsenfeld zu. Es schien, als begleite ihn ein kleines Weiblein. Als das Bürschchen in die „Erbsen" watete, suchte es die Hüterin durch einen Zuruf zu vertreiben. Da waren Junge wie Weiblein wie weggeblasen. Sie ging an die Stelle, wo die beiden verschwunden waren, konnte aber nichts wahrnehmen. Heute ist ihr dieses Vorkommnis noch in frischer Erinnerung. Ihrer Vermutung nach war es ein „Rüttelweibel".

(Frau Stehr, Georgental.)

## Sage 329.

Die Großmutter meiner Gewährsmännin traf beim Klaubholzsuchen auch das Buschweibel an, das auf einem Steine sitzend ihr zuwinkte

näher zu kommen. „Mach mr ok a Zeppl!" ersuchte es. „Nej, du host de Loudn zu sehr vrwirrt; ich ho ou kenn Kommp." Mit diesen Worten lehnte sie ab und trottete mit ihrer Bürde von dannen.

Eine andere Klaubholzsucherin, an die das Buschweibel das gleiche Ersuchen stellte, unterzog sich der Mühe und ordnete ihm das Haar. Dafür empfing sie eine ganze Schürze voll „Streulaub", das sie aber mißmutig wegwarf. Zu Hause verriet sich ein Blatt als blinkendes Goldstück. Das Suchen nach dem weggeworfenen Schatze erwies sich vergeblich.

(Franziska Müller, Johannesberg.)

## Sage 330.

In Tschischkowitz („Haselberg") in den Felsen dort war seit jeher der Aufenthalt des Rüttelweibels. Von grauer Gestalt, kaum eine Elle hoch, so beschreibt der Volksmund flüchtig das Aussehen dieses Wesens. Es kam öfters mit den Menschen zusammen, gab ihnen in ihren Nöten Ratschläge, beschenkte sie auch hin und wieder mit einem „Rüttel" oder einem „Schwüppel". Das einfache Geschenk zeigte dann Wunderkraft. So half das Weiblein allen, die es ehrten; niemanden tat es etwas zu leide. Zu den Kuhhirten trat es heran und fragte sie aus. Mancher beklagte sich bei ihm über den Bauer, der beim Heimtreiben ihn schelte und hart anfahre, ja. oftmals schlage.

Wurde das Rüttelweibel, wenn es während der Nachtzeit irgendwo um eine Unterkunft ansprach, abgewiesen, beschimpft und „verläsiert", dann verschwand es mit einem fürchterlichen Geräusch. Es war, als stürze eine ganze Waldung unter der Wucht eines Sturmes zusammen.

Es kamen die Kriegswirren und mit ihnen auch für das Rüttelweibel schlimme Zeiten. Die Scharen des Heerführers Tschischko überschwemmten das Gebiet. Tschischko wollte noch „über Napoleon sein". Dessen Größe wollte er mit seinen Taten weit überstrahlen.[8]) Das Rüttelweibel wurde nicht nur von Tschischko, sondern auch von dessen Soldaten verfolgt. Als Schutzgeist der Gegend forderte es den Heerführer auf, das Gebiet zu verlassen, widrigenfalls es ihm mit seinen Truppen schlecht ergehen werde. Tschischko trotzte nach Kriegerart diesem Befehle und verblieb. Aber nicht lange! Nahrungsmangel zwang ihn, die Höhe zu räumen und sich bis nach Klein-Skal herabzuziehen, wo ihm die Burg Friedstein zum Opfer fiel, die nun als Ruine dastehe. Der Schicksalsspruch des Rüttelweibels erfüllte sich in der Folge an Tschischko und seinen Soldaten mit ganzer Strenge.

Seine stille Wirksamkeit hat es wie überall mit dem Spruche eingestellt:

Ich komm nicht früher ins Böhmerland,
Bis es nicht ist in Fürstens Hand.

Beim Verlassen der Gegend unterließ es nicht, die schrecklichsten Prophezeiungen auszustoßen. (Franz Knirsch, Georgental.)

## 's Buschweibel.

Sage 331.

's Buschweibel von Tonwalde,
Dos gieht röm ei der Nacht,
Wenn druben om Sandbargel
Der Wind an Aesten kracht.

A gruß' Raft of 'n Buckel
Mit Holz beloden schwer,
An Pranzel*) ei der Rächten
Keucht's nuf zun Bargel sehr.

Kömmt nachts von spötzch'en Barge
A Holzdieb stat' gegang'n,
Schmaßt 's Buschweib glei sei Raft weg
Und tut zu spring'n ofang'n:

Hängt sich o Holzdieb's Hocke
Schwer, ohne wos zu sohn,
Und zeugt su sehr nouch hinten,
Doß ha ne watter kon.

Schmaßt hie der Dieb sei Bündel
Und lejft a leer dervou,
Dou huscht's Weib ei de Börkel
Und lacht bis früh dervou. — —

Wie 's Buschweib noch ban Laben,
Ging 's oft an Busch Holz stahl'n.
Jetzt muß 's derfür zur Strouse
Ols Geist de Wache hal'n.

*) Knüttel.

Und bis 's hout tausend Hocken
Vo Dieben z'sommgenumm'n,
Dou ös derliest 's Buschweibel,
Dorf nei an Körchhouf kumm'n.

---

(Honsjörgels Geschichten von Josef Schmidt, 2. Bändchen, Seite 23.) Die Sage bildet zugleich einen mundartlichen Beitrag zur Volksdichtung.

## Das Pelzelweib.

Sage 332.

Am Buchberge in Wiesental hat man in früheren Zeiten öfters das Pelzelweib gesehen und dasselbe auch singen hören:

„Ich gehe nicht eher aus dem Böhmerland,
Bis es nicht kommt in Fürsten Hand."

Wieder andere haben von ihr Laub erhalten, das sich später in blanke Dukaten verwandelte. Das gleiche geschah zuweilen auch armen Leuten, die am Buchberge Streu gesammelt hatten; wenn sie daheim den Inhalt ihres Korbes ausschütteten, kollerten zu ihrem nicht geringen Staunen Goldmünzen zur Erde. Einmal aber spielte das Pelzelweib zwei Kuhhirten einen kleinen Streich. Die Jungen hüteten auf dem Buchberge ihr Vieh und warfen zum Zeitvertreib Steine in die Steinkluft hinab, in der, wie die Sage ging, das Pelzelweib hauste. Da vernahmen sie plötzlich ein lautes Klingen aus der Tiefe. „Aha", riefen sie, „da hat das Pelzelweib seinen Schatz." Und sofort krochen sie in das Loch hinab, um denselben heraufzuholen. Es dauerte auch nicht lange, so kehrten sie mit einer hölzernen Schachtel zurück. Voller Begierde öffneten sie dieselbe schnell, doch was enthielt sie? — Lauter Glasscherben. Enttäuscht starrten sie einander an. Plötzlich riß der eine dem andern die Schachtel aus der Hand und schleuderte sie weit von sich. „Die Hexe", schrie er dabei, „ich wette meinen Kopf, daß in der Schachtel ihr Schatz lag. Aber uns hat sie ihn nicht vergönnt, darum hat sie im Handumdrehen ihr Gold in diese Glasscherben verhext. Die kann sie sich auch behalten!" Murrend trieben sie ihr Vieh vom Flecke. Später den Berg Besuchende fanden hier und da zwischen den Steinen versteckt einzelne Goldstücke. Das waren einst auch Glasscherben gewesen und hatten in der hölzernen Schachtel gelegen, welche die Kuhtreiber aus der Tiefe des Berges ans Licht heraufgeholt. (Der politische Bezirk Gablonz, S. 476.)

---

Nachstehend dieselbe Sage in Mundart.

## 's Pelzlweib.

Sage 333.

An Buchbarge dou worsch Pelzlweib. Gesahn hout se ja niemand obr 's hieß halt su. 's ging ou de Rede, se hätte vill Gald, obr dos wor ane Liege. — Ich und Simmseff, mr kruchn amoul nei ei dos Louch, wals doch hieß, doß se su vill Gald hätte. 's wor ne gruß und su bei ar Stejnröcke. Mr fortn uns ou gor kreiznidertrachtsch, obr wie's klärrte, hattn mr Frejde, mr dochtn, mr hättn de Tukotn fundn. 's wor ane gruße Schachtl, mr fejdrtn raus drmitte und wie mrsch ûfmachtn, wor nischt wie âle Glosschärbe drönne. Die schmößn mr mitsamt dr Schachtl o an Stejn ô und schimpftn gor ludrmäsch ofs Pelzlweib.

---

K. R. Fischer in Gablonz hat diese Sage nach der Erzählung eines der beiden Hirten seines Vaters wiedergegeben. Die voranstehende Fassung dieser Sage erscheint in der Heimatskunde, 2. Auflage, S. 475, ausgeschmückt.

Sage 334.

Buschweibel waren kleine graue Wesen, welche armen Leuten viel Gutes taten. Einer Frau gab ein Buschweibel Laub, das sich zu Hause in Silberzwanziger verwandelte. Später waren die Buschweibel plötzlich verschwunden, nachdem sie vorher den Ausspruch getan hatten:

„Wir kommen nicht in dieses Land,
Solang es ruht in Fürstenhand."

(K. R. Fischer, Gablonz.)

## Die Waldweibel.*)

Sage 335.

Um die Macht des bösen Dornstgeistes, wie die ruchlose Seele eines verwunschenen Ritters genannt wurde, einzuschränken, hatten sich noch gute und wohlwollende Geister, sogenannte Waldweibel, in der Nähe des Felsens heimisch gemacht, welche bemüht waren, einen Menschen während eines Tages glücklich zu machen. Wenn ihnen dies gelang, sollte der böse Geist auf immer in den Felsen gebannt sein. Es wurde aber ihnen recht schwer gemacht, da die Menschen meist ihre gute Absicht verkannten und der böse Dornst stets auf der Lauer war und den Erfolg zu vereiteln wußte. Ihr Ziel wurde erst nach langen Jahren erreicht, als sie ein armes braves Mädchen durch einen Sack voll Laubstreu, welche sich

bald in eitel Gold verwandelte, sorgenfrei und reich machten, sodaß dieses noch am selben Tage den ebenfalls armen Geliebten heiraten und einen glücklichen Hausstand gründen konnte. Dadurch war der Dornstgeist in den Felsen gebannt und konnte niemandem mehr Schaden zufügen; nur zu ängstigen versuchte er die zur Nachtzeit in der Nähe weilenden Leute und sollte erst dann völlig erlöst sein und Ruhe finden, wenn eine Frau zur Mitternachtsstunde auf einem weißen Pferde bei dem Felsen vorüberritt, ohne anzuhalten, ein Wort zu sprechen oder sich umzublicken. Dies wagte endlich eine ebenso beherzte, als für böse bekannte Frau aus Friedrichswald; aber sie konnte das Vorhaben nicht durchführen. Als sie in die Nähe des Dornst gelangte, begann der Sturm zu wüten, Blitze zuckten und Donnerschläge krachten und dazwischen erscholl Eulengekrächze und Wolfsgeheul, sodaß sich der Schimmel weiterzugehen sträubte. Mit einem argen Fluche trieb die Frau das Pferd an, aber da vermehrte sich das Toben und Wüten und angstvoll kehrte sie um und sprengte nach Hause, um nie mehr ihre Macht gegen den Bösen zu erproben.[10])

---

Erschien in der „Nordböhmischen Touristenzeitung", Jahrgang 5 (1890), und im „Politischen Bezirk Gablonz", S. 447.

## Der Dornst.

Sage 336.

Einstmals, als die Sonne schon hinter die Berge hinabsank, nur noch mit ihren letzten Strahlen die Wipfel der Bäume vergoldend, das Lied der Vögel verstummte und die Wälder sich in düsteres Grau zu hüllen begannen, bestieg das Holzweibel traurig ihren Stein, da sie auch an diesem Tage niemand zu beglücken vermochte, um sich auf demselben ins Laub zu betten. Da vernahm sie lautes Schluchzen. Dieses rührte von einem kleinen Mädchen her, welches am Fuße des Steines saß. Das Holzweibel frug im freundlichen Tone, weshalb sie weine, worauf das Mädchen erzählte, daß sie sich im Walde beim Beerensuchen verirrt habe und nun nicht nach Hause treffe. „Ach!" jammerte sie, „wenn ich nicht mehr nach Hause komme, wird sicher meine arme Mutter sterben." „Weine nicht", tröstete sie das Holzweibel, „ich werde Dir helfen. Komm herauf zu mir, hier hast Du einen Kamm, kämme mir die Haare, dann werde ich Dich aus dem Walde bringen." Zitternd gehorchte das kleine Mädchen. Als sie mit dem Kämmen fertig war, sprach das Holzweibel: „Reich' mir Dein Schürzchen her, ich werde Dir

für Deine Mutter etwas mitgeben." Nachdem dies geschehen, füllte sie das Schürzchen mit Laub von ihrem Lager und sagte zu dem Mädchen: „Nun geh', Deine Mutter kommt Dir bald entgegen und denke an mich; wenn Du einst Braut sein wirst, kämme ich Dir die Haare." Das Mädchen, dem alles wie ein Traum erschien, lief fort und erreichte binnen kurzem den Ausgang des Waldes. Hier saß der Dornst in Gestalt eines Jägers auf einem Baumstrunke und frug sie: „Wo willst Du so spät noch hin und was trägst Du in der Schürze?" Nachdem ihm das Mädchen ihr Abenteuer erzählt, rief er ihr zu: „Wirf ihn weg, den Mist! Die Dir ihn gegeben, ist eine Hexe und will Dich unglücklich machen." Erschrocken schüttete das Mädchen das Laub aus; nur einige Blätter blieben in den Falten der Schürze hängen. „Dort kommt Deine Mutter", schrie sie nun der Dornst an und verschwand unter Hohngelächter.

Richtig kam ihr die Mutter entgegen, welche sie suchen gegangen, nahm sie bei der Hand und führte sie nach Hause. Hier bemerkte sie, daß an der Schürze des Mädchens etwas glänze, und gewahrte bei näherer Betrachtung, daß es Goldstücke waren. Da erschrak das Mädchen sehr und erzählte der Mutter, was ihr im Walde begegnet sei. Diese sagte: „Wie glücklich könnten wir sein, wenn alles Laub, was Du in der Schürze hattest, sich bei uns in Gold verwandelt hätte." Kaum graute der Morgen, gingen Mutter und Kind zu der Stelle, wo das Mädchen gestern das Laub ausgeschüttet, und obwohl sie eine Masse schöner Blätter aufrafften und mit nach Hause nahmen, verwandelten sich selbe doch nicht in Gold.

Der Nachbar, welcher den Vorfall erfuhr, sprach zu sich selbst: „Wart, ich gehe heute abends hinaus zu dem Steine, nehme Säcke mit und einen Schubkarren, mir soll kein Blättchen von dem kostbaren Laube verloren gehn." Als die Sonne sich zum Untergang neigte, machte er sich auf den Weg, verirrte sich jedoch im Walde und erblickte nach längerem Herumstreifen einen Kohlenmeiler, vor welchem der Dornst in Gestalt eines Köhlers saß. Als er den Mann mit dem Schubkarren erblickte, rief er ihm zu: „Wohin so spät noch mit dem Karren?" Da setzte jener seinen Schubkarren nieder und begann mit dem Köhler ein vertrauliches Gespräch, ihn schließlich ersuchend, ihm den Weg zu dem Steine zu zeigen, den das Holzweibel bewohne. „Ach! schon wieder einer, dem es nach Golde gelüstet", lachte der Köhler, „kommt nur, ich werde Euch hinführen."

Bei dem Steine angekommen, bestieg ihn der Mann und füllte seine Säcke mit Laub an, warf sie herab und der Köhler lud sie unten auf den Schubkarren, hiebei jedoch schwere Steine in die Säcke füllend. „Des Goldes Schwere magst Du fühlen, daß Du die Last von Dir

wirfst, bevor Du Deines Hauses Schwelle überschritten, auf daß ich wieder triumphiere", murmelte der Dornst. Als nun der Mann mit seinen Säcken davonfuhr, wurden diese, je weiter er kam, desto schwerer, sodaß er kaum die Last mehr fortbewegen konnte. Er ließ sich's jedoch nicht verdrießen, sondern keuchte langsam weiter, bis er endlich in seinem Hofe anlangte. Hier schloß er das Tor, den Schubkarren mit den Säcken unter freiem Himmel stehen lassend, das Hineinschaffen derselben ins Haus wegen zu großer Erschöpfung auf den andern Morgen verschiebend. Als er jedoch am Morgen die Säcke öffnete, fand er nur Steine darin. Der Zauber bestimmt nämlich, daß solches Gold wieder in seine ursprüngliche Gestalt verwandelt wird, wenn es über Nacht im Freien bleibt. Mit dem Schlage der Mitternachtsstunde war der eine Tag vorüber, an dem ein Sterblicher durch das Holzweibel beglückt werden mußte, wenn der Dornst gebannt sein sollte.

Jahre waren vergangen, das kleine Mädchen war zur lieblichen Jungfrau herangereift und noch immer war das gute Holzweibel nicht von ihrem Plagegeiste befreit. So schön das Mädchen geworden, so arm war es auch geblieben. Trotz ihrer großen Armut hatte sie es einem Burschen „angetan", daß er nicht von ihr lassen konnte, so sehr ihn auch sein praktischer Vater „des Unsinns wegen" schelten mochte. Dies war derselbe Mann, der einst mit dem Schubkarren um Gold gefahren war und statt dessen Steine heimgebracht hatte. Er hielt seinem Sohn vor, daß das Mädchen nicht einmal Stroh in die Betten, viel weniger Geld auf einen Brautstaat habe. Doch der Sohn ließ nicht ab und setzte schließlich doch noch seinen Willen durch. Der Tag der Hochzeit nahte heran. Das Mädchen hatte nicht einmal so viel Geld, um wenigstens das Nötigste anschaffen zu können, und immer öfter erinnerte sie sich des Holzweibels und dessen Versprechens. Den letzten Abend vor der Hochzeit ging sie in den Wald und holte Laub zum Füllen der Strohsäcke, da sie kein Stroh kaufen konnte. Mit schwerem Herzen legte sie sich endlich zu Bette und konnte vor Kummer darüber, daß ihre Hochzeit gar so ärmlich ausfallen solle, die ganze Nacht nicht schlafen. Lange vor Tagesanbruch erhob sie sich von ihrem Lager und setzte sich an das geöffnete Fenster, durch das der Morgenstern in das Zimmer leuchtete. Hier schloß ein sanfter Schlummer ihre Augen und liebliche Träume umgaukelten ihren Sinn. Während sie schlummerte, stieg das Holzweibel mit einigen Gefährten durch das Fenster; letztere deckten den Tisch und besetzten ihn mit köstlichen Speisen und Getränken. Das Holzweibel hatte indessen der Braut das Haar gekämmt und ihr einen goldenen Kamm eingesteckt. Hierauf zogen sie ihr ein kostbares Kleid an und verschwanden dann ebenso lautlos, wie sie gekommen waren. Als nun endlich die Mutter

die Braut zu wecken kam, erstaunte sie über die glitzernde Pracht und glaubte zu träumen; auch die Tochter konnte nicht begreifen, wie dies alles geschehen sein mochte. Nach langer Zeit erholten sich erst die beiden von ihrem Staunen und die Mutter ging daran, im Zimmer aufzuräumen. Indem sie das Bett in Ordnung machen wollte und den Strohsack zu heben versuchte, vermochte sie dies nicht und entdeckte bei genauerem Schauen, daß derselbe statt mit Blättern mit lauter Goldstücken gefüllt sei. Das Laub, welches Anna am Abende zuvor im Walde geholt, hatte sich in Gold verwandelt. Als dann der Bräutigam mit seinen Begleitern traurigen Herzens nach seiner armen verachteten Braut kam, glaubte er ins unrechte Haus zu kommen, da er beim Oeffnen der Tür die geputzte Braut, den gedeckten Tisch und das viele Gold erblickte. Bald aber verwandelte sich sein Staunen in lauten Jubel, als er mit den Vorgängen des Hochzeitsmorgens bekannt gemacht worden. Nachdem die erschienenen Gäste sich an dem leckeren Mahle gütlich getan, beeilte man sich, zu der entfernten Kirche zu gelangen. Auf dem Wege dorthin wurden sie durch allerhand von dem Dornst ihnen in den Weg gelegten Hindernisse aufgehalten; heftige Donnerschläge und grelle zuckende Blitze erschreckten sie, links und rechts warf ein rasender Sturm hundertjährige Waldbäume über den engen Saumpfad, reißende Tiere, Bären und Eber, durchbrachen den Hochzeitszug, während ober demselben der wilde Jäger sein graufiges Hallo ertönen ließ. Trotzdem bewegten sich das Brautpaar und dessen Freunde, fromme Gebete murmelnd, immer langsam vorwärts, und kamen endlich zur Kirche, wo die heilige Handlung vollzogen wurde. Nachdem das Jawort gesprochen und der Priester den Segen erteilt, durchbrach die Sonne siegreich das Gewölk, denn nun war die Macht des bösen Geistes gebrochen. Der Dornst war auf ewig in den Stein gebannt und konnte niemand mehr schaden; die guten Holzweiber zogen später, als die Wälder immer mehr gelichtet und die Menschen in der Gegend immer zahlreicher wurden, in ein anderes Land, in welches jedoch, berichtet die Sage nicht. (Benda, Geschichte der Stadt Gablonz, S. 483—486.)

Sage 337.

Der Junge trieb unter dem Dornstfelsen auf die Brache. Die Kühe waren an diesem Tage nur schwer hinaufzubringen; immer brachen sie aus. Endlich ging alles gut, aber auf einmal rannten die Tiere zusammen, schnarchten laut und scheuten vor dem Felsen. Da hat es oben auf dem Dornst so abscheulich geschrien, daß dem Jungen das Fürchten angekommen, und schon war auch das Vieh, die Schwänze oben, über die Lehne hinunter. Die Strieme, welche über die Mauer gesprungen war, stürzte.
(Aus der Erzählung: Die Könighäuser von Gustav Leutelt, S. 10—11.)

# Mundartliches und Abergläubiſches.

## XVI. Aus Morchenſtern und Umgegend.

460. Iſt ein Kind aus der Ruhe gekommen, ſo ruft die wartende Schweſter dreimal zur Tür hinaus:

„Buſchweibl! meiner Mutter Könd ſlennt!"

Der Spruch zeigt eine ſolche Kraft, daß ſich das Kind nun wieder beruhigt. (Mitgeteilt von Luiſe Vorbach, Morchenſtern.)

461. Die alte „Tuſel-Agate" in Georgental pflegte das unruhige Kind aus der Wiege zu nehmen, ſetzte ſich mit ihm auf die Türſchwelle und ſagte dreimal folgendes Sprüchlein auf:

„Buſchweibl kumm rei!
Breng 'n Kinde die Ruh rei.
Gib 'n bei Tage Ruh,
Gib 'n ei dr Nacht Ruh,
Gib 'n olleweil Ruh!"

(Frau Rößler, Georgental.)

## Von den Buſchmännchen.

### Sage 338.

Einſt hatte ein Bauermädchen Schafe ausgetrieben, und ſie nahm ſich, weil ſie nichts zu tun hatte, das Spinnrad mit auf die Weide. Da kam zu ihr ein Buſchmännchen und ſagte: „Komm mit mir und hilf mir Holz klauben!" Sie tat, wie ihr geheißen, und bekam einen Faden, den ſie auf das Spinnrad legen ſollte. Sie legte den Faden auf den Flachsbuſchen und ging wieder zu ihrer Herde. Nun begann ſie zu ſpinnen und die Spule wurde nicht leer. Darüber wurde ſie böſe, ſchimpfte ſehr und plötzlich war die Spule leer. Sie hätte jahrelang von der Spule ſpinnen können.[11])

(K. R. Fiſcher, Gablonz; Karl Klamt in Gablonz nacherzählt.)

### Buſchmännchen.

### Sage 339.

Ein Bauer fuhr in den Wald um Holz. Während er in den Scheiten herumhantierte, hörte er, wie ihn eine feine Stimme anrief: „Sos ok 'n Rusl, 's Metusl ös geſtorbn!"

Die Stimme war von einem Buſchmännchen gekommen, das ſich im Mooſe verſteckt hielt. Der Bauer erſchrak heftig, da er aber nicht wußte, wo die Stimme herkam und nirgends etwas beſonderes bemerkte, fuhr er heim. Zu Hauſe erzählte er, was ſich im Walde zugetragen hatte. Als er den Spruch ſagt, fährt auf einmal etwas wie verrückt in der Stube herum, und als der Bauer darauf hinausgeht, ſieht er ein Buſchmännchen hinausſpringen. Es hatte nur gewartet, bis die Tür aufging. Gleich gingen die Bauersleute nachſehen, wo es geſteckt hatte. Da fanden ſie hinter dem Ofen einen großen Stoß Leinwand, den das Männchen dort aufbewahrt hatte.

(K. R. Fiſcher, Gablonz; Oskar Mundt in Grünwald nacherzählt.)

Sage 340.

Vor hundert Jahren waren in den Wäldern der Umgebung noch Buſchmännchen. Manchmal wohnten ſie auch in Häuſern. So wohnte in Puletſchnei eins in einem Hauſe, das war nur ſo groß wie ein Stiefelknecht. Jeden, der auf die Bühne kam, neckte es, die Mädchen zupfte es an den Röcken und den Bauer an der Schürze. Einmal aber war der Bauer und ſein Weib fortgegangen. Die Kinder wollten Feuer im Ofen machen, aber ſie brachten es gar nicht zuſtande, ja ſie warfen ſogar die Töpfe um. Da wurden ſie zornig und ſchimpften und fluchten. Gleich darauf hörte man ein leiſes Weinen und ein ängſtliches Krachen der Türen. Das Buſchmännchen aber hat man in dem Hauſe nie wieder geſehen.

(K. R. Fiſcher, Gablonz; Karl Klamt in Gablonz nacherzählt.)

## Bergelfen.

Von den Bergelfen hat ſich nur in Stephansruh und der Umgebung, wo in alter Zeit Bergbauverſuche unternommen wurden, ein kleiner Sagenreſt erhalten.

### Das graue Männchen.

Sage 341.

In Stephansruh grub man nach Granaten, der Bergbau war aber nicht einträglich und wurde bald aufgelaſſen. (Vielleicht kam man über die Schürfverſuche überhaupt nicht hinaus.)

In der Gegend des „verlassenen Bergwerkes" soll sich ein graues Männchen gezeigt haben, das einen Sack mit Gelde trug. Ein Kuhhirt rief das Männchen an, dieses ließ den Sack fallen und verschwand. Als der Junge sich später an die Stelle wagte, war der Sack nicht mehr da. Das Männchen hat sich nicht mehr gezeigt.

Im genannten Orte soll eine goldene Stange vergraben liegen, die vom Forsthause bis zum „alten Bergwerk" reicht.
(Festschrift zur Eröffnung des Turmes auf der Stephanshöhe 1892, S. 23.)

## Der Quarkstein.

Sage 342.

Am Quarksteine hörte man oft ein Blasen, Pfeifen und Kindergeschrei (Quarkstein=Zwergstein).*)

(Festschrift 1892, S. 23.)

## Anmerkungen.

[1]) G. Leutelt, Die Könighäuser, S. 69.
[2]) Heinrich Fischer, Morchenstern (Wiesestr.)
[3]) Meyer, M. d. G., 193.
[4]) Meyer, M. d. G., 195: Die Wildfangen der Alpen springen als Wildkatzen herum, das Holzweib klagt als Eule auf dem Ast und hoch in der Luft kreist das selige Fräulein als Geier, um ihre Gemsen zu schirmen.
[5]) Nach mehreren Mitteilungen. (Morchenstern, Georgental.) — Vgl. Reichenberger Mitteilungen d. V. f. Heimatkunde V, 162. — Im „Rübezahl" (III, 7) wird der Sperber als „Rittelweibel" bezeichnet.
[6]) Oft sehen sich die Elfen genötigt, den bald zum Heil, bald zum Unheil ausschlagenden Umgang mit den Menschen ganz aufzugeben und in ein anderes Land weit ab von den Menschen überzusiedeln. (Meyer, M. d. G., 154.)
[7]) Die Waldgeister waren der Zukunft kundig. (Meyer, M. d. G, 167.)
[8]) Unter dem Heerführer „Tschischko" ist wohl „Žižka, der im Jänner 1424

*) Andere Formen für Zwerg sind: Querg, Querz, Querx (Lausitz und Voigtland) und Querkel (Franken). Ein ähnlicher Ausdruck wie Quarkstein heißt „Quarklöcher" (Zwerglöcher), den Lippert als Spiel der Volksetymologie auffaßt. „Zwerglöcher" heißen vielfach Felshöhlen, in welchen entweder die Vorfahren wirklich Leichen bestatteten oder die sie nach Analogie solcher Bestattungsplätze so nannten. (Lippert, Chr., 444.)

Turnau besetzte, zu verstehen. Die Burg Friedstein wurde im Hussitenkriege von einem Unterfeldherrn eingenommen und zerstört. — Der Ausspruch des Erzählers, daß „Tschischko" noch über „Napoleon sein wollte", ist wohl nur auf die Unkenntnis und Verwechselung geschichtlicher Vorgänge und die bekannte Unsicherheit in der Zeitbestimmung des einfachen Erzählers zurückzuführen.

[9]) Diese Sage ist, mit dichterischen Zutaten versehen, in Benda's Gesch. d. St. Gablonz (483—486) unter dem Titel „Der Dornst" und in einem Nachtrage unter demselben Titel auf Seite 567—569 enthalten. Die obige Wiedergabe enthält den Kern der Sage in gedrängter Form. Zum Vergleiche folgt die Sage auch nach der Fassung bei Benda. Hier tritt uns die Sagengestalt unter dem Namen „Holzweibl" entgegen, während sie oben als „Waldweibel" bezeichnet wird. Leutelt gebraucht „Waldweib".

[10]) „Es war die böse Ehehälfte des damaligen Ortsschulzen. Sie regierte, war Richter und Polizei in einer Person, leitete höchst eigen die damaligen Häschereien der stellungspflichtigen Jünglinge und war so deren größter Schrecken. Als sie von der erfolglosen Geisterbeschwörung zurückkam, wurde sie krank, bekam wunde Beine, an deren Heilung sie mehrere Jahre zubrachte. Ihr Ende war tragisch. In einer Schneewehe fand man sie tot. Sie war erfroren." (Aus dem 2. Teile der Dornstsage in Bendas G. d. St. Gablonz, 567—569.) Vergleiche auch die sonstigen Dornstsagen dieser Abhandlung.

[11]) Vergl. die ähnliche Sage bei Dr. Langer, Deutsche Volkskunde a. d. östl. Böhmen, X. Bd., S. 161, Nr. 192, aus Oberöls.

## Wassermannssagen.

An allen jenen Stellen der großen Gewässer (Kamnitz, Desse), wo sich über Brücken, Stege oder bloße Trittsteine der Menschenverkehr lenkte, an Wehren oder an gefährlichen Untiefen bedrohte das „Wassermannel" oder der „Wassermann" Kinder wie Erwachsene. In kleiner Menschengestalt („Mannel"), angetan mit grünen Hosen, rotem „Jackel" und rotem „Kappel"*) tauchte er aus der Flut, saß dann auf einem Steine, auf der Brücke oder auf dem Uferrande und lockte durch Pfeifen, namentlich aber durch sein Fiedeln auf einem „Geigl" die Menschen an.[1]) Auch die menschliche Stimme zu gebrauchen war er fähig. Die Sträucher in der

*) Gegenüber der Kopfbedeckung von grüner Farbe, wie sie die sonstigen Wassermannssagen aus dem östlichen Deutschböhmen aufweisen. Siehe Dr. Langer, Deutsche Volkskunde a. d. östl. Böhmen, VII. Bd., S. 162, u. ebenda, XII. Bd., S. 17, Anm. zur Sage Nr. 227.

Umgebung seines Aufenthaltes behängte er mit bunten Bändern und Fleckeln,[2]) um die Kinder zum Näherkommen zu reizen. Dort wo das Gesträuch mangelte, war der Wassergeist selbst mit dem Lappenwerk behangen. Auch als Mühlengeist begegnen wir ihm. Er hemmt während der Mittagszeit zum Verdruß des Müllers die Räder in der Mühle. Gereizt wurde das Wassermannel durch Beunruhigung des Wassers. Das Platschen des nassen Elements mit einem Stocke oder mit der bloßen Hand verdroß ihn aufs ärgste. In einem Falle neckt der Wassermann einen Fuhrmann und ein andermal begegnen wir ihm im Zusammenhange mit dem Alpglauben. Auch als Quellgeist führt ihn die Sage an.

Lieblingsaufenthalte des Wassermannes in der Gablonzer Gegend waren: der „alte Teich", das „Hölleloch", das „Brandl" und die sogenannte „Wehrbrücke". Er zeigte sich stets in grauer Jacke und roter Mütze und man hielt dafür, er heische jährlich ein Opfer aus dem Orte, welches gewöhnlich ein unvorsichtiges Kindlein betraf.[3]) Um ein Kind von den Anfechtungen des Wassermannes zu bewahren, war der Pate beim Taufgange verpflichtet, beim Überschreiten eines Steges oder einer Brücke drei ungleichartige Münzen ins Wasser zu werfen.[4]) Kindern wurde angeraten, erst dreimal ins Wasser zu spucken, ehe sie über den Bach sprangen.[5]) Auch in einer Redensart stoßen wir auf den Wassermann. Hat jemand am Waschtage viele Stücke zum Trocknen aufgehängt, so pflegt man zu sagen: „Host ausgehangn wie a Wossermôn!"[6])

## Sage 343.

Auf der Helmbrücke, die unweit der Blattneisäge über die Kamnitz führt, wurde der Wassermann gesehen. Er saß auf der Brücke, bekleidet mit rotem Jäckchen und gleichfarbenen Käppchen. Der „alte Schöler" von Maxdorf, der im Begriffe stand, im Walde in der Nähe Klaubholz zu sammeln, sah ihn sitzen. Auf einem Fichtel, ganz nahe bei der Erscheinung, stak ein Bündel „Palmen" (Weidenzweige). Schöler kehrte, als er des Wassermannes ansichtig wurde, sofort um. Der Wassergeist, dem der Entgang des Opfers sehr unlieb war, rief dem Forteilenden nach: „Wart ok, ich wâr dich schon kriegn."

(Mitgeteilt von Ignaz Hofmann („Minz-Naz") aus Ober-Maxdorf.)

## Sage 344.

Als „Schneider-Seff" einst die Kamnitz übersetzen wollte, sah er am Ufer ein „Rotkappel". Er ging mit der Axt auf den Wassermann, denn

sonst niemand anderer war der Träger dieser eigenartigen Kopfbedeckung, zu und holte schon zu gewuchtigem Schlage aus, als sich ein Männchen erhob und auf ihn zusprang. Vor Schreck ließ er die Axt sinken und suchte das Weite. Das Männchen verfolgte ihn. „Halb tot" kam er zu Hause an. (Franziska Müller, Johannesberg.)

---

„Schneider-Seff", mit seinem wahren Namen Josef Huyer fast unbekannt, wohnte in Johannesberg. Er erzählte die obenstehende Begebenheit oftmals und wehe jenen, die das Gehörte anzuzweifeln sich erkühnten.

Sage 345.

Am Karlsberger Stege war der Wassermann auch zugegen und wehrte den Passanten den Übergang über die Kamnitz. War er in seinem nassen Reiche, so ließ er ein angenehmes Pfeifen hören.
(Luise Vorbach aus Karlsberg.)

Sage 346.

Dort, wo die Kamnitzfluten in der Nähe der Rößlerischen Fabrik in Georgental im Flußbette eine Untiefe ausgewaschen haben, hat man das Wassermännlein öfters im Wasser schweben gesehen. Die Stelle heißt im Volksmunde „Schwarze Tejfe"; mehrere Personen sind hier ertrunken.
(Marie Kaulfuß, Albrechtsdorf.)

Sage 347.

Bei der „Flurl-Mühle" in Georgental saß auf dem Mühlwehre der Wassermann mit seinem roten Kappel auf dem Kopfe. Er fiedelte auf seiner Geige so lange, bis er ein Opfer angelockt hatte, das er dann in den Fluß zog. (Roman Schuster, Georgental.)

Sage 348.

Oberhalb der Buschmühle in Morchenstern befindet sich in der Kamnitz der sogenannte „Blejchrtump", ebenfalls eine Untiefe, die eine große Zahl Menschenleben verschlungen hat. In der unmittelbaren Nähe dieses Tumpes lag ein Stein, auf dem der Wassermann zu sitzen pflegte. Zeigte er sich in seinem roten „Jackel" und seinem roten „Kappel", so waren auch die großen Weidenäste alle mit roten Fetzen behangen. „Dr Wossrmón" hout ausgehangn", hieß es. Man war darüber nicht sichtlich

erfreut, es galt für ein schlimmes Anzeichen. Ein Mädchen, das den Mühlweg daherkam, sah das gespenstige Männlein sitzen, das ihm zuwinkte, heranzukommen. Unverwandt den Blick auf die Erscheinung gerichtet, achtete es des Weges nicht und stürzte in den Fluß hinab und ertrank. (Sophie Fischer, Morchenstern.)

Sage 349.

In Morchenstern beim „Fantrbauer", beim Hause Nr. 256, wurde der Wassermann auf dem Kamnitzsteige sitzend gesehen. Er war mit lauter roten Fleckeln behängt und geigte. „Kinder, geht heute nicht zum Wasser, 's Wassermannel geigt!" so pflegte man die Kinder auf die Gefahr aufmerksam zu machen. (Helene Görner, Georgental-Morchenstern.)

---

Während sonst der Wassermann am Strauchwerk des Ufers seine Habseligkeiten aushängt, ist hier, wo das Gesträuch fehlt, der Wassermann selbst damit geziert.

Sage 350.

An Stelle der steinernen Brücke, die sich in Unter-Morchenstern bei der oberen Priebschschen Fabrik über die Kamnitz wölbt, stand früher eine Holzbrücke. Unter dieser saß oft der Wassermann. Mit rotem Kappel auf dem Haupte und seinem „Geigl" in der Hand wurde er wiederholt gesehen. Durch sein Spiel lockte er die Kinder an, die er dann ins Wasser zog. Am Gesträuch des Ufers hängte er sehr viele bunte Fleckeln zum Trocknen aus. Den vorbeigehenden Kindern rief er dann zu: „Kommt ok hâr, ich gâr euch schiene Fleckln." Wehe, wenn sich ein Kind verleiten ließ und seine Hand nach einem solchen dargereichten bunten Lappen ausstreckte. (Heinrich Fischer, Morchenstern.)

Sage 351.

Im „Weißwasser" bei Neuwelt saß das Wassermännlein auf einem Steine. Es trug grüne Hosen, ein rotes Jäckel und eine rote Kappe. Durch Schläge mit einem Stocke auf das Wasser kam Leben in das Männlein. Rasch erhob es sich und fuhr auf den Störer zu, der nun eiligst sein Heil in der Flucht suchte.

(Franziska Müller, Johannesberg.)

Sage 352.

Bei einem über das von Labau kommende Gewässer führenden Stege lief das Wassermännchen immer ungeduldig hin und her und sprach zu sich:

„Die Stunde ös römm und dar Karl kömmt nej!"

Endlich zeigte sich der erwartete „Karl" in der Person eines Fleischerburschen. Dieser kam sehr erhitzt des Weges daher, nahm in dem Bachtümpel ein Bad und kam nicht mehr zum Vorscheine.[7])

(Amalie Seibt, Georgental.)

Sage 353.

Bei den Babelsteinen in Schumburg lag ein Felsblock in der Desse, der einen ausgehöhlten Sitz aufwies. Hier saß der Wassermann mit seinem „roten Mützl" auf dem Kopfe. Der Fels war mit roten Bändern behängt.

(Josef Pochmann, Schumburg a. D.)

Sage 354.

Im Schmiedebachtale, an jener Stelle, wo ehedem die Glasschleifmühle „Paris" stand, führt über den Bach eine Brücke. Hier soll sich der Wassermann wiederholt als Neckgeist gezeigt haben. Berka aus Popelnitz pflegte, wenn er mit einem Sack Kleie aus der Haratitzer Mühle kam, den Weg über diese Brücke zu nehmen. Jedesmal hockte ihm da der Wassermann auf und ließ sich ein Stück den steilen Berg hinauf tragen. Die Rückenlast wurde so unerträglich schwer, daß sie Berka unter Fluchen und Schimpfen auf den Wassermann wegwarf. Kichernd lief dann der Wassergeist davon. (Josef Pochmann, Schumburg a. D.)

## Der Wassermann als Plagegeist der Mühle.

Sage 355.

An der Kamnitz in Haratitz stand eine alte hölzerne Mühle mit sieben Gängen. Die Leute in der hiesigen Gegend nannten sie nur die „Harazer" Mühle. Allemal zu Mittag, während Müller und Müllscher aßen, blieb die Mühle stehen. Deretwegen hatte der Müllscher viel zu leiden. „Wenn morgen das Werk wieder stehen bleibt, jage ich dich fort", fuhr ihn der Müller an. Der Müllerbursch gab sich redliche Mühe, aber gegen den Wassermann, der sich um diese Zeit auf das Rad setzte und das Stillstehen verursachte, vermochte er nichts auszurichten. Als des

anderen Tages die Mühle wieder stille stand, wartete er die Verabschiedung nicht erst ab, sondern machte sich auf den Weg und ging am Wasser aufwärts, um sich in einer anderen Mühle zu verdingen. Auf seiner Wanderung begegnete ihm ein anderer Geselle, dem er sein Leid klagte. Die Hälfte von seinem ganzen Sparpfennig bot er diesem an, wenn er imstande wäre, den Spuk zu bannen. Der Genosse beteuerte, hier Rat zu wissen und beide wandten sich der Mühle zu, wo der Müller von dem Vorhaben der Angekommenen unterrichtet wurde. Der Müller hatte wenig Vertrauen. „Keiner trifft etwas!", rief er aus. Der neue Bursch erbat sich eine „tüchtige Schnitte" mit sehr viel Salz. Als zur gemeldeten Stunde die Mühlleute beim Mittagstische saßen, schlich sich der neue Müllscher mit der Schnitte in die Mahlstube, wo er schon den Wassermann sitzen sah, und zwar dort, wo das Wasser auf das Rad fällt. „Host du Hongr?" fragte er den Wassergeist und suchte durch das Zeigen der Salzschnitte dessen Appetit anzuregen. „O, ja! Heute ist wohl ein Neuer da?" Dann langte er nach der Schnitte, konnte sie aber nicht erreichen. „Komm nur näher", meinte der Bursche. Als sich nach längerem Weigern das Männchen doch näher wagte, ergriff es der Müllscher, schleppte es in die Mühlstube und schrie laut nach dem Müller und seinem Gehilfen, die rasch herbeikamen und den Wassermann binden halfen. Über Aufforderung des Burschen wurde „fest" eingeheizt und bald füllte fast unerträgliche Hitze den Raum. Der triefende Gefangene fing an trocken zu werden, was nicht geringes Entsetzen bei ihm verursachte, denn trocken hätten ihn die Fluten nicht mehr aufgenommen. Er fing nun an, den Müller inständig um Verzeihung zu bitten, und schwor hoch und teuer, den Gang der Mühle von nun an nicht mehr zu behelligen. Daraufhin gab man ihn frei. Er stürzte sich in den Fluß und wurde nimmer gesehen. Der fremde Müllerbursch erhielt vom Müller ein ansehnliches Geschenk und auch vom Müllscher die Hälfte der versprochenen Spargroschen.[8]) (Ignaz Hofmann, Ober-Maxdorf.)

## Sage 356.

Als der alte Steuereinnehmer Fischer aus Morchenstern über die Haratitzer Brücke ging, die in der Nähe der vorerwähnten Mühle war, kam der Wassermann aus der dunklen Flut des Kamnitzflusses in die Höhe. Mit einigen Sätzen sprang Fischer dem anderen Ufer zu, und als er sich durch genügende Entfernung gesichert glaubte, blickte er sich um und gewahrte gerade noch, wie der Wassermann wieder in die Tiefe tauchte. (Silvester Fischer, Morchenstern.)

Sage 357.

Zu einem Fuhrmanne, der von der Blattneisäge mit einer Fuhre Holz nach Johannesberg fuhr, gesellte sich ein Männchen, das um die Erlaubnis bat, sich aufsetzen zu dürfen. Der Führer des Gespannes verweigerte ihm das Mitfahren, weil die Pferde wegen der Steilheit des Weges ohnehin sehr angestrengt zu ziehen hätten. Als er mit seiner Holzladung bis auf die Höhe bei Grafendorf kam, fehlte ihm nahezu das ganze Holz. Der Wassermann hatte sich gerächt.

(Franziska Müller, Johannesberg.)

## Das „Schleppmadel".

Sage 358.

Der alte Müller in der „Zimmermühle", auch „Feldwebelmühle" in Oessendorf hatte sich dem Teufel verschrieben. Oben in der Mühle in einer Kammer, die immer verschlossen blieb, hielt der Müller mit dem Bösen seine Zusammenkünfte. Keinem der Bediensteten war es gelungen, in diese Kammer einen Blick zu tun. Ein Dienstmädchen plagte wegen dieser geheimnisvollen Vorgänge die Neugier und sie schlich sich deshalb an die Tür und versuchte wenigstens durch das Schlüsselloch zu schauen. Bei diesem Beginnen wurde ihr etwas in die Augen „geblöst", worüber sie sehr erschrak und auch einen „Schreck" behielt. Von dieser Zeit an wurde sie allabendlich um die mitternächtliche Stunde von einer unsichtbaren Macht bis an das Ufer der Oesse geschleppt. Eine unwiderstehliche Gewalt war es, die sie am Boden hinschleifte; erst am Uferrande verlor der Geist seine Macht über das arme Wesen und nun konnte es wieder in die Mühle zurückkehren. Das wiederholte sich, wie bereits erwähnt, Nacht für Nacht. Die Kunde davon drang in den ganzen Umkreis, worauf sich einige Männer in der Mühle einfanden, um der seltsamen Erscheinung auf den Grund zu kommen. Die Stube lag im Finstern, bei Licht wagte sich der Geist nicht herein, und als die Geisterstunde schlug, riß jemand die Tür auf, eine Gestalt stürmte herein und packte das Mädchen bei den Füßen an und zog es dem Wasser zu. Die Männer eilten nach, ergriffen die Unglückliche und nur mit aller Anstrengung gelang es ihnen, sie knapp am Flußufer zurückzuhalten, während die Gestalt — nach der Volksmeinung war es der Wassermann — in seinem Elemente verschwand. Die Magd nannte man wegen dieser Vorkommnisse nur das „Schleppmadel".

(Josef Pörner, Unter-Morchenstern. Antonie Krombholz, Georgental.)

Es folgt nun eine Teufelssage, weil darin eine dem Schleppmädel ähnliche Gestalt, „das Nickelmädel", die Hauptperson bildet. Es liegt nahe anzunehmen, daß die beiden Personen identisch sind und örtlich zu verschiedenen Auffassungen Anlaß gaben.

## Das Nickelmädel.

Sage 359.

Das Nickelmädel, dessen Existenz unleugbar ist und dessen Verzückungen von Hunderten von Zuschauern beobachtet wurden, erreichte ein Alter von nahezu 70 Jahren und ist 40jährigen Leuten noch gut erinnerlich, so schreibt Ad. Pohl, Wurzelsdorf, 1892, in der Festschrift zur Eröffnung des Turmes auf der Stephanshöhe. Das Nickelmädel „Mariannel" war in Polaun, Ortsteil Darre, geboren und anfänglich vollständig normal beanlagt. Sie war nach Weißbach in den Dienst gegangen, woselbst ihr — nach ihrer eigenen Erzählung — ihr Dienstherr eines Abends befahl, einen Koffer zu öffnen. Da sie das Schlüsselloch verstopft fand, blies sie in dasselbe. In diesem Augenblicke hatte sie das Gefühl, als flöge ihr eine Fliege in den Hals, und seit dieser Zeit ward sie vom „bösen Geist" besessen. Sie fühlte das zunächst an einer inneren Unruhe, die sie ins Freie trieb. Später schleppte sie der böse Geist mit Gewalt aus dem Hause, gewöhnlich an ein Wasser. Ein verläßlicher, noch lebender Augenzeuge erzählte den Hergang dieses Entführens wie folgt: „Ich war damals 15—17 Jahre alt, und das Nickelmädel befand sich in einem Hause in Wurzelsbrunn. Wir beteten, als die zwölfte Stunde nahte. Plötzlich klopfte es, allen hörbar, an die Fenster, und gleichzeitig erhob sich ein Gepolter im Wohnhause. Trotzdem wir das Nickelmädel hielten, wurde sie uns doch entrissen und der Körper, wie von unsichtbarer Hand geschleppt, zur Tür hinausgezogen, wobei er an die Ofenbank und an die Türpfosten angeworfen wurde. Unweit des Hauses, bei der Jauchegrube, fanden wir das Mädchen wieder. Sie verfiel in einen stundenlang währenden Schlaf." Auch andere furchtlose Personen versuchten vergebens dem Peiniger sein Opfer zu entreißen, so einige Fleischhauer und Fleischergesellen aus Przichowitz, als das Nickelmädel beim Polauner Richter war. Das Nickelmädel wanderte, da Polaun noch kein Armenhaus besaß, im ganzen Bezirke herum, bis es endlich in Lichtenberg erlöst wurde. Ein Mann aus Schumburg vollbrachte die Erlösung, indem er während des Hochamtes in dem Hause, in dem sich das Nickelmädel befand, und in deren Gegenwart den Teufel beschwor, der seinerseits die Herausgabe des Nickelmädels durch ungestümes Rumoren verlangte. Der Schumburger (ein Nachkomme Kittels?) schöpfte seine Kraft aus einem Buche und verlangte vom Teufel dreierlei für die Herausgabe des

Mädchens. Die zwei ersten Sachen beschaffte der Böse, der auf den Handel einging. Als aber der Befehl gegeben wurde, dem Beschwörer den roten Mantel zu verschaffen oder zu überlassen, da gab es einen Knall und der Teufel — der unsichtbar geblieben — gab kein Zeichen mehr von sich, das Nickelmädel war erlöst und wurde nicht mehr von ihm belästigt.

(Festschrift zur Eröffnung des Turmes auf der Stephanshöhe, 1892. — Der politische Bezirk Gablonz, S. 630. Nach Ad. Pohl. — Über das Nickelmädel soll eine Broschüre erschienen sein.)

## Das Schleppmädel.

Sage 360.

Theresia Elstner in Markelsdorf (Polaun) Nr. 438, eine geborene Schwedler aus Dessendorf Nr. 26, wußte über das „Schleppmädel" folgendes anzugeben: Um dieses Mädchen hatte ein Müllerbursch geworben. Als er bei ihm auf Abneigung stieß, verließ er es mit dem drohenden Ausrufe: „Du wirst noch an mich denken!" Bald darauf geriet dem Mädchen beim Öffnen einer „Lade" eine Mücke in den Hals und seit diesem Vorfalle wurde es von einem „Geiste" zu einer bestimmten Nachtstunde abgeholt und zu der Desse geschleppt. Man fesselte das unglückliche Mädchen mit Stricken an ein „Büttnerklotz". Umsonst. Als die Stunde kam, begann es im Hause stark zu klopfen, die Büttnerreifen krachten von den Wänden, das Mädchen riß sich vom Klotze los und der „unsichtbare Geist" schleppte sein Opfer hinaus. Das von einem Augenzeugen dem Geiste zugerufene „Entferne dich!" fruchtete nichts.

Befand sich dagegen das Mädchen in „anderen Umständen", so blieb sie während dieser Zeit von den Heimsuchungen des Geistes verschont. (Diese Annahme deckt sich mit dem Volksglauben: Schwangere bleiben während des „Austragens" von der „Krankt" (Epilepsie) befreit.)

(Dessendorf.)

## Der vom Wassermann verfolgte Junge.

Sage 361.

Als der dicke Seff noch klein war, kam er einmal aus dem Klaubholzsuchen und sah in der Abenddämmerung einen Jungen mit einem roten Mützchen über den Helmsteg springen. Er rief dem Eiligen nach, daß er auf ihn warten möge, erhielt aber zur Antwort: „Wart ock du!"

Da der vermeintliche Junge sich gleichzeitig umdrehte, sah er an dem eisgrauen Barte desselben, daß es der Wassermann sei, den er angerufen habe. Entsetzt warf er die „Hocke" von sich und lief davon, so sehr er konnte. Der Wassermann war immer hinter drein und kicherte und höhnte: „Worum wartst de denn ne, hübscher Junge?" Das dauerte lange, bis dem Verfolgten der Atem ausging; aber da war er schon bei Richtermüllers Tumpe, wo das rote Kreuz in der Buche hängt. Dort war der Wassermann plötzlich verschwunden. (Jahrbuch 11, S. 69.)

## Die Rache des Wassermannes.

Sage 362.

In Maschke-Franzens Teiche in Radel herrschte vor Zeiten der Wassermann. Zu wiederholten Malen ist er dort gesehen worden, wie er am Ufer saß und seine bunten Kleider flickte. Ein Bauer aber konnte ihn nicht leiden und hatte sich vorgenommen, ihn bei nächster Gelegenheit ganz unschädlich zu machen. Eines Tages, als sich der Wassermann wieder ans Land begeben hatte, kehrte der Bauer eben vom Felde heim; in der Hand trug er eine Hacke. Als er des Wassermannes, der ihm den Rücken zukehrte, ansichtig wurde, faßte er sofort den Entschluß, diesem eines zu versetzen, daß er daran für immer genug habe. Ganz leise schlich er sich an den Ahnungslosen heran. Der sortierte bunte Lappen und sprach, einen um den andern auf das Wams legend, dazu die Worte: „Den flick ich daher, den daher . . . . ." Da schrie der Bauer, die Hacke hochhebend und sie auf den Kopf des Wassermannes niedersausend: „Und den flick ich daher." Doch er traf sein Ziel nicht! Denn der Wassermann war ins Wasser entwischt und tauchte soeben wieder in der Mitte des Teiches mit der roten Kappe auf dem Kopfe empor, drohte mit der Faust gegen seinen Feind und schrie diesem zu: „Bauer, das werd' ich mir merken!" Dann tauchte er unter, der Bauer aber trollte lachend seinem Hofe zu. Nach Jahr und Tag lachte er jedoch nicht mehr! Da war im Teiche sein bester und stärkster Ochs ertrunken. Das war ein Rachewerk des Wassermannes.

(Der politische Bezirk Gablonz, S. 545. Sage aus Radel.)

Nachstehend dieselbe Sage in dichterischer Form.

## Der Waſſermann.

(Eine Sage aus dem Iſergebirge.)

Sage 363.

Am Ende des Dörfchens am Teiche
Sitzt ſpielend der Waſſermann;
Da ſchleicht ſich, nichts Gutes im Sinne,
Ein Bauer ganz heimlich heran.
Der hatte ſich längſt ſchon verſprochen,
Zu töten den ulkigen Gaſt,
Denn war er auch gut und verträglich,
Den Bauern erſchien er als Laſt.
Der Waſſermann ſpielte mit Lappen,
Das Wams ſich zu flicken bereit,
Er legte ſie artig zuſammen
Und wußte in allem Beſcheid.
„Den flicke ich hierher ans Wämschen,
Und den an die Hoſen, wie nett!
So liebt mich mein Weibchen, die Wutſche,
Und nimmt mich des Abends ins Bett."
So ſprach er, als plötzlich voll Tücke
Der Bauer im Hinterhalt ſchrie:
„Und den flick ich daher, da haſt du,
Du häßliches Waſſervieh!"
Es ſauſte die Hacke darnieder,
Doch ſchon war der Schelm ihm entwiſcht,
Er tauchte ins Waſſer hinunter,
Daß hochſtieg der ſchäumende Giſcht.
Bald kam um die Mitte des Teiches
Der Waſſermann wieder hervor:
„Wart Bauer, das ſollſt du mir büßen,
Das zahlſt du mir wieder, du Tor!"
Der Bauer war gar nicht verlegen
Und lachend ſchritt er nach Haus.
Am Abend zog man aus dem Teiche
Sein ſchönſtes Stück Rindvieh heraus.

Robert von der Iſer.

(„Rübezahl", 3. Jahrgang, Nr. 6.)

Vgl. auch die nachstehende Sage, welcher dieselbe Schlußfolgerung zu Grunde liegt.

## Wie sich der Wassermann die Hosen flickt.

Sage 364.

In Luxdorf beim Teich saß einmal der Wassermann am Ufer und flickte sich die Hosen. Ein Bauer, der in der Nähe seine Kühe hütete, sah ihm zu und hörte, wie der Wassermann immer sagte: „Douhar an Fla(i)k und douhar an Fla(i)k!" Da schlich sich das Bäuerlein ganz leise hin und wollte dem Hosenflicker einen Schabernack spielen. „Und douhar an Fla(i)k", rief er laut und führte mit der flachen Hand einen mächtigen Schlag nach dem Rücken des Wassermannes, doch er schlug in die Luft, weil dieser gerade noch zur rechten Zeit ins Wasser gesprungen war. Nach einer Weile steckte er den Kopf wieder heraus und rief dem Bauer zu: „Dich war ich schun noch kriegen!" Der Bauer lachte dazu; als er aber später die Kühe in dem Teich tränkte, zog ihm der Wassermann das fetteste Rind in die Tiefe, daß es ertrank.

(„Rübezahl", 6. Jahrgang, 202; mitgeteilt von K. R. Fischer, Gablonz.)

## Der Wassermann als Henne.

Sage 365.

Eine Frau hatte tagsüber fleißig auf dem Felde gearbeitet. Als sie am Abend heimgehen wollte, bemerkte sie eine Henne, die ihr beständig nachlief. Sie nahm sie mit nach Hause und legte sich zu Bette. Als sie am nächsten Morgen erwachte, fand sie unter dem Ofen einen Scheffel Hafer. Da sprach die greise Mutter der Frau: „Trage die Henne wieder fort, es ist der Wassermann." Die Frau nahm das Huhn und trug es weit vom Hause weg, es kam aber immer wieder und am Morgen lag stets neuer Hafer unter dem Herde. Als die Henne zum dritten Male fortgetragen wurde, sagte sie: „Trage mich doch wieder an jene Stelle, wo du mich aufgehoben hast!" Da besann sich die Frau, daß sie beim Aufheben des seltsamen Geflügels niedergekniet sei und suchte den Ort, wo die Knie eingedrückt waren. Dort legte sie die Henne hin und diese kam nicht mehr wieder. (Labau.)

(„Rübezahl", 6. Jahrgang, 202; mitgeteilt von K. R. Fischer, Gablonz.)

## Das Teichweibel.*)

Sage 366.

Vanter war Teichwärter und hatte als solcher sämtliche Teiche des Gutes Grünwald zu beaufsichtigen. Vanter war sehr gesellig. Im Herbste und Winter versammelten sich die Burschen und Mädchen öfters des Abends in seiner Hütte, sie kamen zum „Lichten". Bei einem solchen Anlasse erzählte einmal Vanter: Mein Großvater erklärte, daß sich der Wassermann in der Neisse und in dem Graben, welcher vom Teiche ab gegen Gablonz fließt, aufhält. Bei Mondenschein läßt er sich manchmal sehen; dann sitzt er als ein kleines Männchen in grüner Jacke und roter Mütze am Ufer, springt aber sofort ins Wasser, wenn sich ihm jemand nähert. Gewöhnlich ertrinkt an dem Orte, wo er sich gezeigt, in Kürze jemand. Ich habe ihn leibhaftig gesehen. Der Teich aber ist seit undenklichen Zeiten von einem weiblichen Wesen bewohnt, das Teichweibel genannt. Dasselbe hat die Gestalt eines schönen Mädchens mit funkelnden Augen und grünlichen, schön gekräuselten Haaren; ihr Unterkörper ist mit einem silbern schimmernden Schuppengewande bekleidet. Jedoch auch in anderer Gestalt erscheint es dem Menschen. So in finsteren Nächten, als gewöhnliches Mädchen den Irrlichtern nachlaufend. Einstmals bei hellem Mondschein zeigte es sich in Gestalt eines Bauernmädchens auf der Insel, welches jammerte und klagte, daß sie zufällig auf die Insel gekommen sei und nun nicht mehr herüber könne. Ein in der Nähe weilender Bursche erbarmte sich seiner und fuhr hinüber; bei der Insel angelangt, wurde er strommeis mit Wasser begossen, vernahm ein höhnisches Gelächter und sah das Mädchen ins Wasser springen. Auch noch in anderer Weise neckt es die Menschen. So springt es den Leuten, welche bei Nacht durch den Wald gehen, auf den Rücken und läßt sich bis in die Nähe des Teiches tragen, worauf es in denselben hineinspringt. Der Wassermann ist sein Untergebener und muß ihm auf den Wink gehorchen. Am anderen Tage nach dieser Erzählung fand Vanter in dem Gesträuch am Ufer des Teiches ein ausgesetztes Kind und er faßte den Gedanken, daß das Teichweibel das Kind ausgesetzt habe. Man hat schon oft gehört, meinte er, daß an Gewässern Kinder gefunden wurden, um die sich niemand meldete. Waren solche Kinder dann erwachsen, fanden sie ihren Tod im Wasser. Es gibt Dinge unter der Sonne, die selbst der Gescheiteste nicht zu erklären vermag! Zur Bekräftigung seiner Annahme erwidert Vanter auf Gegenvorstellungen: „Das will ich gar nicht bezweifeln, daß sich die nasse Hexe einen Scherz mit mir gemacht hat; denn daß sie ein Auge auf mich hat, hab ich längst bemerkt. Einst, im Frühjahr, war der Teich noch stellenweise mit Eis bedeckt; ich schoß in der Dämmerung einen Vogel, welcher auf der Insel

niederfiel. Um denselben nicht im Stiche lassen zu müssen, kroch ich über das Eis zur Insel. Als ich den Fuß auf diese setzen wollte, brach das Eis, das Teichweibel erfaßte mich beim Fuß und wollte mich mit Gewalt hinabziehen in die Tiefe, allwo schon das Brautgemach bereitet war. Ich mußte große Anstrengungen machen, um mich nur wieder zu befreien."

Der Findling, der von niemanden reklamiert wurde, blieb im Hause des Teichwärters. Man ließ ihn taufen und der Gutsherr, Schürer von Waldheim, übernahm die Patenstelle. Als der Knabe herangewachsen war, lehrte ihn Vanter die Fischerei und nach dem Tode des Wärters übernahm der Findling seinen Dienst, heiratete ein Mädchen aus Grünwald und wurde der Stammvater der so zahlreichen Familie Fischer. Einer seiner Nachkommen, Wenzel Fischer, fand am 26. November 1833 seinen Tod in „Hildebrands Teiche". So gingen die Prophezeiungen der Hebamme: der Knabe wird der Stammvater eines zahlreichen Geschlechtes werden und einer seiner entfernten Sprossen wird, gescheitert in all seinen Unternehmungen, sein Grab in den Wellen suchen — in Erfüllung.

(Benda, Geschichte der Stadt Gablonz, S. 503—512.)

---

Diese Erzählung betitelt sich: Die Fischerhütte. Voranstehendes ist nur im Auszuge wiedergegeben.

## Sage 367.

Auf der Spitzberglehne oberhalb des „Kohlplanes" befindet sich ein „Börnel", das wegen des darin hausenden Wassermannes in üblem Rufe stand. Ein Bauer aus Nr. 27 in der „Töpperecke" dengelte einst in der Nähe dieses Brunnens die Sense. Als er von seiner Arbeit aufschaute, lenkte sich sein Blick unwillkürlich nach der Stelle, wo sich der Wassergeist zu zeigen pflegte. Und richtig, der Wassermann heftete soeben an das Gesträuch schöne Seidenbänder, die er nach einer Weile wieder auswechselte. Der Bauer hatte sich schon mehrmals vorgenommen, das Männlein „auszuwischen". Nun wollte er sein Vorhaben ausführen. Er dengelte weiter, schielte aber dabei immer nach dem Wassermanne, bis er dessen „rotes Mützel" gewahrte. Er griff nach der Sense und sprang mit einigen Sätzen zum „Börnel", riß rasch eine Handvoll „Bandel" los und suchte — Dengelhammer und Dengelstock im Stiche lassend — das Weite. Bald hörte er die lockende Stimme des Wassermannes hinter sich:

„Bauer, Bauer, host dan Klitschklotsch vrgassn!"

Der Bauer achtete nicht des Zurufes, sondern stürmte heim.

(Franz Prediger, Ober-Tannwald.)

## Der Muhu.

Sage 368.

Die Waſſernixe Neiſſe, ein Schutzgeiſt der Gegend, hatte unter den Wellen des Baches gewohnt, der ihren Namen trägt, bis ein böſer Dämon, Muhu genannt, ſie in einen Baum feſtbannte. Lange ſchon hatte ſich der böſe Muhu um die Hand der Nixe beworben; er lauerte ihr überall auf, verfolgte ſie auf allen Wegen. Immer wußte ſie ihm zu entrinnen. Endlich überraſchte er ſie und ſie fand nur noch Zeit in einen Baum zu flüchten. Zornig ſtampfte der furchtbare Dämon den Boden, daß derſelbe rings erbebte, die ſtärkſten Bäume zerſplitterte er mit ſeiner Rieſenfauſt und donnernd hallte ſein Bannſpruch durch den Wald:

„Fluch ſei jenem Quell, dem du entſtiegen; nicht müßig rieſle ſeine Welle mehr durch dieſe Täler, ſeinen Namen verſchlinge die Oder; ſeine Waſſer ſollen gewaltige Räder treiben und unzählige Spindeln drehen, nebſtbei noch durch allerhand ſtinkende Stoffe verunreinigt werden; wehe dir, wenn ein Sterblicher Hand an jenen Baum, an deine Zufluchtsſtätte legt, bevor der Vollmond ſich dreimal über dieſe Wälder hebt; verſiegen ſoll dann der Fluß, den du bewohnſt, wo er jetzt ſtolz übers Flußbett ſich erhebt, ſoll er dann kaum dem Auge ſichtbar ſein.“

Dieſen Fluch milderte die plötzlich erſchienene Königin der Nixen: „Nicht auf ewig, Muhu, bannt dein Fluch die traute Neiſſe; die Bürde, die du ihr auferlegt, ſoll zum Segen dieſer Gegend werden, daß ſie einſt blühe und ihr und des Baumes Namen durch die Lande ſchalle. Neiſſe, wenn eines Nachts, da der Vollmond gerade über dieſem Baume ſteht, ein verzweifelnd Menſchenkind in deinen Fluten Ruhe ſucht und dasſelbe wird durch eines anderen Verzweifelnden Arm ihnen wieder entriſſen, dann biſt du von dem böſen Muhu befreit, ein Fels in einem Tannenwalde wird dann auf ewig ihn umſchließen.“

Als ſich Röschen, die Tochter eines Köhlers, in das brauſende Waſſer der Neiſſe ſtürzte, ihr Geliebter Thomas ihr aber nachſprang und ſie vom Tode errettete, war die Gewalt des böſen Dämons gebrochen. Der Muhu ſauſte in einem gewaltigen Sturmwinde in ſeinen Felſen im Tannenwalde, welcher ſeinen Namen noch heute trägt.[10])

An der Stelle, wo der verhängnisvolle Apfelbaum ſtand, in welchen die Nixe gebannt war, erhob ſich im Laufe der Zeit eine Induſtrieſtadt, welche noch heute den Namen desſelben trägt. Die Nixe der Neiſſe aber hat ſeitdem kein Sterblicher mehr erblickt.[11])

(Auszug aus der Sage „Der Muhu“ in Bendas Geſchichte der Stadt Gablonz, S. 547—557.)

Sage 369.

Einst jagte ein Jäger in dem Schwarzbrunner Walde in der sogenannten „Krusche" ein Reh. Dieses war verwundet und konnte nur mühsam flüchten. Schon war es ihm ziemlich nahe gekommen und er wollte losdrücken. Da schwand auf einmal der Boden unter ihm und der Schuß ging fehl, daß das Reh entkam. Die Wassermänner hatten ihn in einen Sumpf gelockt, wo er einsank. (K. R. Fischer, Gablonz.)

## Der Wassermann in der großen Iser.

Sage 370.

In den Bächen des Riesen- und Isergebirges hat man, wie Hofrat Hofer berichtet, noch vor etwa hundert Jahren den Wassermann häufig erblicken können. Gegenwärtig scheint er nur noch in der großen Iser an einsamen Stellen zu hausen. Vor wenigen Jahren hat ein Mädchen (Selma Hoyer) aus den Strickerhäusern einen Wassermann auf einem Steine sitzen sehen, der aus einem Tump der Iser, zwischen Strickerhäuser und Rochlitz, aus den Wellen ragte. Das Mädchen beschreibt den Wassermann wie folgt: Er sei ihr als ein kleines Männlein erschienen, bekleidet mit einer Gurtjoppe und einer hohen, spitzen Mütze.

---

Robert Cogho, Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge, Seite 43. „Übrigens wollten schon vor langen Jahren alte Leute wissen, daß den Anlaß zu den Wassermannsagen das damals häufige Vorkommen, sowie das unheimliche Gebahren der Fischottern gegeben hätten."

## Sonstige Aufenthaltsorte des Wassermannes.

Sage 371.

In der Neiße gab es verschiedene Steine, bei denen man den Wassermann in früherer Zeit gesehen haben wollte, so z. B. ehemals im „Tumpe" bei der Hoffmannschen Schlosserei in Gablonz (Neißegasse). — Jäger schreibt in seiner „Dorfchronik", es habe in hiesiger Gegend der Wassermann sogar ein „Wasserweibl" gehabt, welches sich in der Dämmerung an der Neiße plätschernd mit der Wäsche beschäftigte, aber sogleich ins Wasser sprang, wenn es eines Menschen ansichtig wurde. „Der Wassermann", erzählt er weiter, „zeigte sich stets in grüner Matrosenjacke und roter Mütze; von ihm glaubt man, daß er jährlich aus dem Dorfe ein Opfer heische, gewöhnlich ein unschuldiges Kindlein."

Der Wassermann hielt sich gern unterhalb des Neißesteges nächst Schmidt Philipps Fabrik in Proschwitz auf und hat daselbst viele Leute zum Fürchten gemacht. Ein Mädchen aus Neuwald hat sogar vom Schreck den Tod davongetragen.

In der Desse soll vor Erbauung der Gebirgsstraße gleichfalls ein Wassermann gewohnt haben. Einst kam in der Abenddämmerung an der Stelle, wo heute die Mauthnerschen Fabriken stehen, ein Mann vorbei, der ihn erblickte. Der Wassermann grüßte, aber der Mann dankte ihm nicht. Da wollte ihn der Wassermann in den Bach ziehen. Der Mann verrichtete aber schnell ein Gebet, worauf ihm eine weiße Gestalt mit einer Rute erschien. Das war die Mutter Gottes. Der Wassermann verschwand, aber auch gleich darauf die weiße Gestalt. Der Mann zitterte an allen Gliedern, und er mußte nach Hause getragen werden. Als er krank im Bette lag, sah er den Wassermann vor dem Fenster stehen. Bald darauf starb er. Seine Angehörigen aber errichteten eine Kapelle, die bis zum Jahre 1891 auf der Anhöhe oberhalb der Mauthnerschen Villa in Schumburg stand. In derselben brannte jeden Abend ein Licht.

(Der politische Bezirk Gablonz, 2. Aufl., S. 100.)

## Anmerkungen.

[1]) Das Fiedeln auf einer kleinen Geige erinnert an einen schwedischen und norwegischen Wassergeist, der „in grauem Kleid mit roter Mütze auf einem Stein mitten im Wassersturz sitzt und auf seiner Geige den unwiderstehlichen Elfvalek spielt." (Meyer, M. d. G., 205.)

[2]) Mit Blumen, den Wasserrosen, und bunten Bändern, dem Mond- und Sonnenglitzern der Wellen, lockt der österreichische Wassermann die Neugierigen ins Wasser, lacht dabei laut auf, patscht in die Hände und verschwindet. (Meyer, M. d. G., 203.)

[3]) Benda, a. a. O., 467.

[4]) Benda, ebenda, 467. — Geht in Thüringen eine Mutter mit ihrem Kinde das erste Mal zur Kirche, so wirft sie dreierlei Münzen in den Fluß mit den Worten: „Da hast du das Deine, laß mir das Meine." (Meyer, M. d. G., 203.)

[5]) Elisabeth Hartig, Morchenstern.

[6]) Agnes Finke, Albrechtsdorf.

[7]) Ist die Stunde gekommen, so ruft es in der Lausitz aus dem Wasser: „Zeit und Stunde ist da, aber der Mensch noch nicht", und ein Mensch eilt herzu und stürzt sich unaufhaltsam ins Wasser. (Meyer, M. d. G., 203.)

[8]) Die Wassergeister stellen dem Müller wie seiner Mühle nach. Der schlesische Wassermann überrascht einen spöttischen Müller mit seiner Flut, bis dieser ihm sieben Leben verspricht und hintereinander fallen fünf Kinder, des Müllers Weib und der Müller selber ins Wasser. (Meyer, M. d. G., 204.)

[9]) Die alte Straße zwischen Unter-Polaun und Rosental, dieser alte Fahrweg, längs des Tiefenbaches sich hinziehend, war schon von altersher verrufen und sollten dort Wasserweibeln ihr Unwesen getrieben haben. (Jahrbuch V, 49.) Sonst werden weibliche Wassergeister in hiesiger Gegend nicht genannt. — Die obige Sage ist wegen der Zutaten mit Vorsicht aufzunehmen.

[10]) Muchov, Fliegenstein bei Morchenstern. Der Fels erhebt sich auf dem Schwarzbrunnkamme.

[11]) Von der beabsichtigten lokalen Färbung abgesehen, erinnert der Grundzug dieser dichterisch ausgestatteten Sage an die Verfolgung der Buschweibchen durch den Nachtjäger. Wird dieser eines solchen Wesens habhaft, so zerreißt er es. Die Buschweiblein suchen daher einen Baum mit einer Zwiesel zu erreichen oder fahnden nach einem Baumstocke, den der Holzhauer mit drei Kreuzchen bezeichnet hat. Hier finden sie Schutz vor ihrem Verfolger.

(Vgl. Hohenelber Heimatkunde, S. 718—720, R. Cogho, Volkssagen aus dem Riesen- u. Isergeb., S. 10.)

## Der Drache.

„In bewegten Wolken erkannte man allerlei laufende, springende, fliegende Tiere und in der wetterleuchtenden ein Untier, einen flügelschlagenden, feuerhauchenden Drachen, die großartigste mythische Tiergestalt.“[1]) Drache sowie die verwandten Feuererscheinungen der Irrlichter, soweit diese nicht in das Gebiet des Seelenglaubens fallen, werden deshalb in den Vorstellungskreis der Gewitterelfen eingereiht.[2])

In der Isergebirgsgegend wurde das feurige Ungetüm, der Drache, oftmals beobachtet. Gewöhnlich zog der Drache mit Geräusch als lange feurige „Strohle“ mit angehängtem „Bäsn“ über den Häuptern dahin. Hatte jemand Verlangen nach Getreide, dann rief er den Drachen an:

Drache! Schütte! schütte!

Der Angerufene ließ nicht lange warten und schüttete dem Bauer das Gewünschte zu. Der Anruf hatte aber nur dann den erhofften Erfolg, wenn das Untier gefüllt vorbei zog, was man an dem roten Aussehen erkennen konnte. Wenn es leer ging, erschien es schwarz.[3]) Der Drache brachte auch den Leuten Geld, und den Reichtum mancher konnte man sich nur in Verbindung mit dem Drachen erklären.

Um Gablonz herum trieb der Drache auch sein Unwesen; er zog aus der Hölle herauf durch die Lüfte und brachte gottlosen Leuten Geld. In die Häuser pflegte er durch den Schornstein einzuziehen. Wenn man den Drachen über sich ziehen sah, brauchte man nur unter einen Wagen zu kriechen und dreimal zu rufen: „Schütte Hansel!", so mußte er seine Bürde auf den Wagen legen.[4])

Sage 372.

War eine „lichte Strohle" am Himmel zu sehen, so hieß es gleich: „Saht, dou zoiht dr Drache!" (Josef Pörner, Unter-Morchenstern.)

Sage 373.

Helene Dreßler sah als Kind am Himmel auch eine „lange Strohle", die hinten einen Schweif, einen „Bäsn", trug. Die herbeigerufene Mutter, die die Erscheinung deuten sollte, meinte ängstlich: Das ist der Drache! „Salt! Mords sackerlei! Da hatte ich Wind", fügte die Erzählerin bei. (Helene Dreßler, Morchenstern.)

Sage 374.

Über die letzten Feldstücke am Spitzberge sah man den Drachen ziehen. (Helene Görner, Morchenstern.)

Sage 375.

Der Drache brachte den Leuten Geld.
(Marie Rößler, Georgental, Nr. 16.)

Sage 376.

Der Drache war sehr lang, hatte einen ordentlichen Kopf und zog am Firmamente dahin. (Marie Kaulfuß, Albrechtsdorf.)

Sage 377.

Josef Seidel in Marienberg sah den Drachen; er flog über seinem Kopfe hin und ließ lauter Funken gehen. (Josef Seidel, Albrechtsdorf.)

Sage 378.

Von Morchenſtern her über den „kahlen Berg“ gegen Wieſental nahm der Drache ſeinen Weg. Als ein Muſiker aus der Kreuzſchenke gegen Wieſental nach Hauſe ging, hörte er plötzlich über ſeinem Kopfe ein ſtarkes Geräuſch und ſogleich ſtand er „wie mitten im Feuer“.

(Franz Neumann, Georgental.)

Sage 379.

Oberhalb dem „Glöckel“ in Georgental ſteht auf einſamer Höhe ein Haus. Als die Frau Elſtner, eine Georgentalerin, durch die Haustür eintreten wollte, ließ ſich der Drache vernehmen; er flog gerade über das Haus. Vor Schreck ſtürzte das Weib förmlich mit der Tür in das Haus. Auf das Gepolter hin kamen die Inleute, um nachzuſehen, worauf ihnen das Schreckliche berichtet wurde. (Sophie Fiſcher, Morchenſtern.)

Sage 380.

Oberhalb des Elektrizitätswerkes der Firma Priebſch Erben liegt an einem Feldraine am ſogenannten „Tofflbarge“ der Drachenſtein. Dieſer Fels zeigt noch deutliche Spuren, wo der Drache auszuruhen pflegte, ehe er den Kamm überflog. Bei ſeinem Rückfluge aus dem „Böhmiſchen“ ließ er ſich hier nochmals nieder.

(Anaſtas Vorbach, Morchenſtern, Nr. 113.)

Sage 381.

Als der alte „Schaffer-Juſel“ einſtmals in ſtockfinſterer Nacht mit einem Ochſengeſpann auf dem Hauptwege, der von Ober-Tannwald kommend über den Wieſeberg nach Morchenſtern führte, heimkehrte, machte er bei der Kapelle, die in der Nähe des Balzerhäuschens ſtand, die Äußerung: „Drache, lejcht mr!“ Da blieb der Ochs ſtehen und rührte ſich trotz aller Schläge nicht von der Stelle. Das Zugtier fing an zu ſchwitzen und dem Fuhrmanne fuhr der feurige Drache an den Kopf. Erſt als Juſel vor dem ebenfalls vor Schreck zitternden Tiere mit der Peitſche dreimal den Weg bekreuzt hatte, rückte der Ochs los und bald ſtand das Gefährte daheim beim Hauſe Nr. 40.

(Heinrich Fiſcher, Morchenſtern.)

Sage 382.

In dem erwähnten Balzerhäuschen lebte der alte Balzer. Als dieser einst im Spätherbste vom Dreschen aus Wiesental zurückkam, fuhr ihm der feurige Drache an den Kopf und versengte ihm die Haare. Der Drache verschwand dann in der in unmittelbarer Nähe stehenden Scheuer „Pietrs" (Peter Huyers). (Magdalena Fischer, Morchenstern.)

Sage 383.

Als Daniel Stehr, ein alter Musikant, aus dem Gasthause zum „Goldenen Stern" in Ober-Wiesental nach Hause ging, gewahrte er am Hofeberge bei dem einzelstehenden Hause (bei „Pochn" hieß es früher) ein schwarzes Ungeheuer, das sich am Boden dahinwälzte. Das Koloß erhob sich dann, stieg immer höher — dabei wurde es immer länger und länger — und unter tosendem Rauschen flog es über Brückners Scheuer auf Weiß „Bäckens Busch" zu. Das Untier war der Drache.

(Daniel Stehr, Georgental.)

Sage 384.

Als Richard und Josef Stehr, die Söhne des vorher genannten Gewährsmannes, einst von Gablonz mit Kugelglas zurückkehrten, bemerkten sie beim selben Hause auf dem Hofeberge eine feurige Kugel, die sich heranwälzte und dann in den Grund gegen Georgental hinabkollerte.*)

(Frau Daniel Stehr, Georgental.)

Sage 385.

Der Vormund des Erzählers, Anton Hübner, Tschischkowitz Nr. 1, wurde auch einmal vom „Drachen genejst".[5]) Als er nämlich einmal spät nach Hause ging, kam knapp vor ihm eine „Strohle" herunter. Erschrocken über die plötzliche Erscheinung, fing er an zu fluchen, worauf er ganz im Feuer stand. Glücklicherweise besann er sich eines für solche Vorkommnisse üblichen Spruches und zitierte:

Zeig mir dein' Herrns Hof,
Ich zeig dir mei Arschloch.[6])

Die Wirkung des Sprüchleins zeigte sich sofort, denn der Drache verschwand. (Franz Knitsch, Georgental.)

*) Ähnlich den Sagen bei Dr. Langer, Deutsche Volkskunde, II. Bd., S. 30, Nr. 9, und VI. Bd., S. 186, Nr. 115 und 116, in beiden letzteren an Stelle der feurigen Kugel, feurige Fässer.

Sage 386.

Ein ausgedienter Soldat, der in der „Wolachei“ (Ober-Tannwald) wohnte, eilte, als sich einst der Drache zeigte, hinaus, gestikulierte heftig mit den Armen und schrie:

„Schomannel, schütte, schütte!“

Anstatt des erhofften Geldes aber fiel nur Feuer.

(Agnes Finke, Albrechtsdorf.)

## Der Drachenfelsen.

Sage 387.

In der Nähe von Gablonz liegt der Drachenfelsen. Hier wohnte einmal ein ungeheurer Drache, der jedes Jahr eine bestimmte Anzahl Menschen zum Opfer verlangte, die durchs Los bestimmt wurden. Als nun wieder einmal der Tag erschien, wo über die Opfer das Los entscheiden sollte, nahte sich ein schlicht aussehender Mann dem Felsen. Er hatte einen Stock, den erhob er, sobald er des Drachen ansichtig wurde, und sprach einige Beschwörungsformeln. Der Drache, als er seinen Gegner bemerkte, brüllte laut und klammerte sich an ein Felsstück an. Noch heute bemerkt man an diesem Steine die Spuren seiner Klauen, die sich in den Felsen abdrückten. Langsam hob endlich das Ungeheuer seine Flügel, schwang sich, durch die Zauberkraft des Mannes vertrieben, in die Luft und suchte das Weite. Seit dieser Zeit hatte die Gegend vor ihm Ruhe. (Bruno Pfeiffer aus Gablonz.)

---

Sagenbuch von Böhmen und Mähren von Dr. Josef Virgil Grohmann, 1863, S. 224.

## Der Drache.

Sage 388.

Wer den feurigen Drachen ziehen sieht und ruft dabei: „Schütte, schütte!“ oder „losch oh!“ dem fällt ein Viertel Fleisch vor die Füße. Manchmal ergeht es jedoch dem Beobachter übel. Da hatte der „Staffen-Michel“ den Drachen in Seidels Scheuer fahren sehen, so daß der helle Schein zu allen Spalten derselben herausleuchtete. Er schlich hin, aber mit einemmal war das Licht aus und er bekam einen so gewaltigen Hieb in den Rücken, daß er stürzte und nichts von sich wußte.

Als er wieder zu sich gekommen war und nach Hause ging, merkte er, daß ihm die Haare vom Kopfe gesengt waren. Aus der Scheunentür

aber ragte am nächsten Morgen ein Stamm hervor, der war so stark und schwer, daß ihn Menschen nicht hingeschafft haben konnten.

(Jahrbuch des Deutschen Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge, 10. Jahrgang, 1900, S. 53.)

## Sage 389.

Die frühern Juhre stond dr Trache moichmoul übrn Hoisern. Dar brochte 'n Loitn Gald. Ejmoul sog'n a Fuhrmon ziehn, huch an Löftn und dochte bei sich salbr: „Könnt'st ou reich warn." A kruch undr de Bloue und schrie: „Hansl, schütte, schütte!" Kaum hott as gesoht, fill'n grausummich vill glühnde Körnln rundr, bis de Bloue übr und übr vul Löchr wor.

(K. R. Fischer, Gablonz; aufgezeichnet nach der Erzählung der Frau Anna Hübner, Reinowitz.)

## Sage 390.

Der Drache war ganz glühend und holte das Getreide von einem Bauer von dem Boden oder aus der Scheune und trug es zu dem hin, der sich dem Teufel verschrieben hatte, wodurch der betreffende natürlich seine Ernte vergrößerte und immer reicher wurde. Der Teufel mußte natürlich entschädigt werden, z. B. durch das Leben eines Kindes. Das Getreide, das der Drache stahl und seinen Leuten auf den Boden schüttete, war an den versengten Spitzen zu erkennen. Wenn der Drache beladen war, so strich er langsam und niedrig dahin; in der Nacht leuchtete er hell; er hatte einen sehr langen Schwanz. Strich er an einen brennbaren Stoff, so entzündete sich dieser.

(K. R. Fischer, Gablonz. — Mitgeteilt von Reinhard Reckziegel in Johannesberg.)

## Sage 391.

Vom „Schniebarge" her kam der Drache übrn Oebrn-Polam gezogen und flog bei „Kleewenzln" zum Giebelfenster hinein. Dort fraß er vom Getreideboden die Körner, spie sie aber wieder aus. Diese Körner waren ganz „vrpölvrt". (Karl Nitsche, Ober-Polaun.)

Sage 392.

In Schwarzfluß sah ein Bauer (aus Nr. 131) den Drachen beim Noppr*) einigemal aus dem Sommerhäuschen fahren; die Erscheinung war ganz feurig und glitt in Form einer „lichten Strohle" in die Höhe. Der Nachbar hatte den Teufel und dieser trug ihm ein.

(Stephan Friedrich aus Schwarzfluß Nr. 131.)

## Anmerkungen.

[1]) Meyer, M. d. G., 145.

[2]) Meyer, ebenda, S. 145 und 156. Der Tiroler Alber oder Alp, der niederdeutsche Alf oder Drâk (Drache), eine feurige Lufterscheinung, die auch „Tragerl" in Österreich heißt, weil er den Leuten das Gut anderer zuträgt; in Pommern, wenn er blau ist, Korn, wenn er aber rot ist, Gold. In die Irrlichter wurden allerhand elfenhafte Spukgestalten hineingesehen, die der Wanderer plötzlich vor sich hergehen sieht, die ihm grinsend immer winken und ihn in die Irre leiten. Auch setzen sie sich gern auf den Wagen. Die Dorftiere, die sich oft mit tellergroßen feurigen Augen stets in derselben Gasse oder draußen auf demselben Wege zeigen, sind zum Teil aus solchen örtlichen Lichterscheinungen hervorgegangen.

[3]) Mitgeteilt von Heinrich Fischer, Morchenstern und Franziska Müller, Johannesberg.

[4]) Benda, Geschichte der Stadt Gablonz, S. 467. — W. Pfeiffer aus Gablonz charakterisiert den Drachen wie folgt: Der Drache ist ein Teufel, der einem Menschen dienstbar ist. Zieht der Drache hoch, so bedeutet es Glück, zieht er niedrig, Unglück, besonders Feuersgefahr. Wenn der Drache durch die Lüfte fliegt, sieht er aus wie eine glühende Eisenstange. In Maxdorf soll ein gewisser Scholze den Drachen gehabt haben, der ihm alles zubrachte, was er wünschte. Einmal wollte Scholze zum Johannisfeste nach Prag fahren und befahl dem Drachen, ihm Doktor Fausts Mantel zu bringen. Auf diesem flog Scholze nach Prag, aber nicht allein, sein Nachbar, der Schneiderwenz, flog auch mit. (Grohmann, Aberglauben und Bräuche, S. 22.) — Der Drache repräsentiert sich uns hier bereits als dienstfertiger Teufel. Bezüglich des Mantels und der Prager Fahrt vgl.: „Der Brechschmied". (Jahrbuch XIII, 31, „Das Mantelmotiv".)

[5]) necken, aufziehen. Siehe Anmerkung 105 im ersten Teile dieser Abhandlung, bezw. Dr. Langer, Deutsche Volkskunde, XII, S. 185.

*) Nachbar.

[6]) Die Germanen wehrten die elfischen Mächte durch allerlei naive Verachtungsgeberden, z. B. das Zeigen des bloßen Hintern, und durch andere Schreckmittel ab oder gewannen sie durch allerlei Gaben ihres bescheidenen Haushaltes und andere Aufmerksamkeiten. (Meyer, Mythologie, S. 220.)

## Der Wald- oder Nachtjäger.

Der Mythus von Wodan war und ist zum Teile heute noch in der hiesigen Gegend allenthalben verbreitet. Gar mancher alte Gebirgler erzählt vom Nachtjäger, „der mit seiner wilden Meute von Füchsen und Dachsen durch die Wälder braust und die Wildschützen schreckt und die Jäger, wenn er über die Wechsel schweift. Und dem Knall seines Schusses folgt kein Widerhall und das Kiff-kaff der Meute dringt bald aus der Luft herab, bald aus der Erde herauf.“[1]) Pfiffe, Getön des Jagdhornes, Hundegebell drang an das Ohr der Menschen, Schüsse hörte man fallen. Die Gestalt des Waldjägers war gewöhnlich groß, von unbestimmten Formen, mitunter konnte man ihn aber auch als grüngekleideten Jäger erblicken. Die wilde Jagd zog gewöhnlich in der Nacht durch die Wälder (Nachtjäger oder „wilder Jäger“); aber auch am Tage wurde die Erscheinung gesehen (Waldjäger). Ein Mann soll vom Fenster seines Hauses dem Waldjäger zugerufen haben, für ihn auch einmal etwas zu schießen. In der Früh hing wirklich ein Stück Fleisch an der Wand.[2]) Glockengeläute verscheuchte die Gestalt sofort; aber auch im Gebrauch anderer Abwehrmittel war man erfahren.

Wenn die Kinder nicht folgten, so drohte man ihnen mit den Worten: „Mr wan dich 'n Nachtja(i)gr gan“ oder „dr Nachtja(i)gr kömmt!“[3])

Im Riesengebirge wird nach Angabe Cogho's die Sage vom Nachtjäger von der in ganz Deutschland sehr verbreiteten Sage vom „Mann ohne Kopf“ immer mehr verdrängt. Der genannte Verfasser vermutet, daß zwischen den beiden Volkssagen eine Verwandtschaft zugrunde liegt. In der hiesigen Gegend bin ich nur zwei Sagen vom „Mann ohne Kopf“ begegnet, und zwar in Tannwald und in dem im Riesengebirge schon nahe gelegenen Orte Polaun.[4])

### Der Waldjäger.

Sage 393.

Auf dem Bienerberge in Morchenstern, auf einem abgeholzten Waldstücke, hat „Jörge-Wilhelm“, der Besitzer des Grundes, den „Waldjajger“

gesehen. Der genannte Bauer ging in seinen Wald, um Nachschau zu halten, ob nicht etwa Holzdiebe im Gehölze seien, und als er eine Lichtung betrat, hörte er ein Tuten wie von einem Jägerhorne. Er folgte dem Klange und schlich sich bis an den vermeintlichen Platz, woher die Töne kamen. Da bemerkte er zu seinem größten Erstaunen auf einem Stocke einen Mann sitzen, der mit einem grünen Anzuge und mit einem grünen „Hüttel" bekleidet war und in den Händen ein Instrument hielt, das einem Horne ähnlich sah.[5]) Als der „Waldjäger" — das war der Sitzende — den Kommenden gewahr wurde, verschwand er. Jörge-Wilhelm nahm Reißaus, sprang den Berg gegen Georgental hinunter und kam „dreifächtig" nach Hause. (Georgental.)

---

(Jörge-Wilhelm (Wilhelm Rößler), Bauer in Georgental, erzählte sein Erlebnis oftmals in der Schleifmühle des Daniel Stehr in Georgental. — Mitgeteilt von Frau Stehr.)

## Sage 394.

Als die vorerwähnte Frau Stehr einst mit dem „Heuschöbern" auf demselben Berge beschäftigt war, vernahm sie deutlich den Jagdlärm des Waldjägers: Hundegebell und Schießen. Die Schüsse waren ganz kurz, ohne Widerhall und alle von gleicher Stärke.

(Frau Stehr, Georgental.)

## Sage 395.

In Morchenstern beim „Schlosser" auf der „Ebt"[6]) — ehemals hieß es auf „Garbersch Wirtschoft" — hörte man den Waldjäger jagen. Die Hunde bellten, auch Schüsse fielen. Die Leute verirrten sich an dieser Stelle sehr oft. (Heinrich Zenkner, Morchenstern, Oberdorf.)

## Sage 396.

Auf der östlichen Lehne des Bienerberges, im sogenannten „Fritzbusche", machte sich der Nachtjäger wiederholt bemerkbar. Das Schießen und „Gekauze" drang in die Umgebung; auch schien es, als schlüge er mit einem starken Knüttel an einen Baum.

(Agnes Finke, Albrechtsdorf.)

## Sage 397.

Auf der „Pfarrebt“ [7]) herein gegen die Mühlheide zu streifte der Waldjäger gar oft. Der Vater des unten vermerkten Gedenkmannes stand in Neudorf in Arbeit und ging Abend für Abend nach Georgental heim. Bei diesen regelmäßigen Gängen wurde er manchmal durch das „Geschieße“ und durch das Hundegekläff erschreckt.

Der Erzähler selbst hat „ubrich“*) seinem Felde in Georgental einen dumpfen kurzen Schuß vernommen und „ordentlich mit dem Horne blasen gehört“. Nur der Waldjäger konnte das gewesen sein!

(Franz Neumann, Georgental.)

## Sage 398.

An der Spitzberglehne unter dem Hause des „Töppr-Anton“ verläuft ein nur durch lauter „Bälchl“ (kleine Balken) fahrbar gemachter Weg — „offn Gebröcktm“ nannte man ihn —, den der Waldjäger oftmals passierte. Die Pfiffe vernahm man bis in das erwähnte Haus.

(Helene Görner, Morchenstern, Nr. 256.)

## Sage 399.

Böhm-Andries [8]) in Ober-Wiesental besaß eine große Waldung, in welcher der Waldjäger hauste. Seine Hunde erkannte man an dem kurzen „Baffen“. (Frau Stehr, Georgental.)

## Sage 400.

In Albrechtsdorf zog der Waldjäger durch die Büsche. Man hat ihn als eine große Gestalt von unbestimmten Formen gesehen. In das Haus Nr. 22 in Marienberg warf er einstmals „mitten in die Stube einen Sack voll junger Hundel“.

(Frau Kaulfuß, Albrechtsdorf, Anton Seidel, Albrechtsdorf.)

## Sage 401.

„Minx-Nax“ mußte in seinen Knabenjahren beim Grünwalder „Pradebäcken“ in einem Sacke Brot holen und nahm von dort seinen Weg regelmäßig durch den Wald auf den „Bruch“ zu, dann gegen das Wolfsloch (Groß-Semmering), um nach Ober-Maxdorf zu gelangen. Diesen

*) oberhalb.

Weg war er oftmals gewandert und als er wieder einmal mit einer „Hocke" von Grünwald kam, hörte er, als er schon tiefer im Walde bei dem „Kreuzwege" stand, ein heftiges „Geschüsse". Der Knall erscholl immer stärker und plötzlich standen zwei Hunde, ganz eigentümlicher Art, mit feurigen Augen vor ihm und verstellten ihm den Weg. Im Gebüsche, nur einige Schritte davon entfernt, stand der Waldjäger mit angelegter Flinte. Der Knabe war gerade in die Schußlinie geraten. Er verharrte in dieser gefährlichen Stellung wie vor Schreck gelähmt — da hob die Mittagsglocke in Hennersdorf an und sofort war der Waldjäger verschwunden. (Ignaz Hofmann, vulgo „Minx-Naz", Ober-Maxdorf.)

## Der Nachtjäger.

Sage 402.

Im „Neuwiesner Busche" jagte auch der „Nachtjajgr". Als Bernhard Streit mit seinem Vater einst in diesen Wald ging, um eine Hocke Reisig heimzuholen, sollte er eine sehr unangenehme Bekanntschaft mit ihm machen. Ehe die beiden ihre „Rafte" vollgeladen hatten, brach die Nacht ein und nun tappten sie zwischen den mächtigen Fichtenstämmen hindurch heimwärts. Der Vater ging voran. Der Wind erhob sich und da vermeinten sie den Nachtjäger zu hören. Endlich erreichten sie den Waldessaum und schon fühlten sie sich außer dem Bereiche des Gefürchteten. Als sich nun der Sohn anschickte den Fuß ins Freie zu setzen, bekam er von „einer sehr großen Hand" bei „Ja und Nein" drei kräftige Ohrfeigen heruntergehaut, daß er samt seiner Rückenlast in den Graben „rollte". Darob erhob er ein fürchterliches Geschrei, auf welches hin der Vater umkehrte und ihm wieder auf die Beine half. Daheim verriet ihm der Vater, daß der Gewaltige der Nachtjäger gewesen sei. Das Gesicht des armen Jungen war wie eine „Backtejse" geschwollen. In der Folge weigerte sich der Junge, in dem verschrieenen Walde Klaubholz zu sammeln, und der Vater übte wegen dieses Vorfalles Nachsicht. An diesen Denkzettel des Waldjägers erinnert sich Streit heute noch sehr deutlich.

(Bernhard Streit, gebürtig aus Friedrichswald, Nr. 103, wohnhaft in Morchenstern, Nr. 622.)

## Der Nachtjäger.

Sage 403.

Viele Leute wollen nicht an den Nachtjäger glauben; ich habe ihn selber jagen hören, behauptete „Jank-Posselt". Als ich noch „freiledig"

war, hörte man ihn sehr in Grafendorf. Wenn beim „Hübner-Seff" beide Türen aufstanden, so jagte er gern durchs Haus und zog darauf im Mahdsloche hinunter. Auch in Christianstal jagte er manchmal. Dort war in der Hütte ein Glasmacher, der glaubte an nichts. Als der sich einmal am Feierabend vor der Hütte wusch und es schon finster war, hörte er im Dunkel über sich den Nachtjäger hinziehen. Spottend rief er hinauf: „Mir auch ein Viertel!" und sofort sauste aus der Höhe etwas Schweres herab und ihm vor die Füße. Dem Manne knickten die Knie ein und er sprang so geschwind in die Hütte hinein, daß die anderen Glasmacher alle sahen, er müsse sich über etwas entsetzt haben. Es war aber nichts aus ihm herauszubringen, und als man mit Licht hinausging, da lag vor der Tür ein Viertel Pferdefleisch. Man holte gleich den „Hüttenpater"[9]). Der steckte das Fleisch an einen Spieß und hat darauf den Jäger solange traktiert, bis er es wieder holte. Der Glasmacher aber hatte von der Zeit an ein kurzes Gedächtnis. Er ist darauf zu seinen Kindern gezogen, wo er bald gestorben ist.

Ich hörte ihn (den Nachtjäger) zuerst, als ich einmal abends aus der Richtermühle heimging. Da jagte er auf „Richter-Friedl's", und als ich beim „Wasserpilz" vorbeikam, geschah hinter mir ein Knall, daß ich nicht anders dachte, als „a schoßt m'r an Puckl". Das anderemal ging ich mit noch einem zum „Reißbaume" „uff dö Kathl stelln". Als wir die „Leimrütl" versorgt hatten, setzten wir uns vor die Hütte, die noch von den Holzmachern her dort war und zündeten die Pfeifen an. Kurz nach dem Abendläuten hörten wir ihn (den Nachtjäger) schon in der Fischheide jagen und gleich darauf zog er am Bergwasser hinaus. Der andere wollte nachsehen, ich gab es aber nicht zu und meinte: „Siech ok, daß a d'r ne noch nounde genung kömmt." Richtig hörten wir ihn noch durch die „kalte Kochl" ziehn und schon kam er am Steinberge 'rein, am Reißbaum wie's Donnerwetter runter und aus war's. Wir aber ließen alles im Stich und sahen, daß wir heim kamen. Von der alten „Predigern" kriegten wir den Rat, wir sollten wenn wieder so etwas passiere, nur niederknien und laut sagen: „Und das Wort ist Fleisch geworden ꝛc." und gleich würde der „Zustand" aus sein. Eine Zeit darauf trauten wir uns wieder hinaus und es ging richtig ebenso. „Kiff! kaff!" kam es von der Natterwand herübergezogen. Wir knieten nieder und machten, wie uns gesagt worden war. Darauf ging es neben uns: „Pautz!" aber nur der Knall war zu hören und gar kein Widerhall darnach. Aus war's.

Das war das letztemal, wie ich auf den Nachtjäger gegangen bin.

(Jahrbuch: 10, S. 52.)

## Tamann[10]) und der Nachtjäger.

### Sage 404.

Der alte Helmseff war wohlbestallter Waldheger mit siebzehn Kreuzern täglicher Löhnung, wilderte aber nebenbei etwas. Einst erhielt er — es war in der Weihnachtswoche — den Auftrag, einen starken Hirsch nach Reichenberg zu liefern. Da er einen solchen nicht aufzutreiben wußte, gab er dem Tamann gute Worte, er möge ihm doch behilflich sein, und er versprach es auch. In der folgenden Nacht gingen beide nach der Voigtsbacher Seite hinüber auf den Anstand. Es konnte nicht mehr weit zur zwölften Stunde sein, da hörten sie den Nachtjäger und Helmseff meinte erschrocken, nun können sie gleich wieder nach Hause gehen, denn wenn der jage, so sei kein Wechsel. Sein Gefährte aber lachte nur und meinte, er wolle ihm schon helfen. Die wilde Jagd zog sich näher und brach endlich knapp neben den beiden durch, wobei Helmseff sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Als es nur noch in der Ferne blaffte und toste, meinte Tamann, sich an der Furcht des andern weidend:

„Poß uff, d'r Nachtjäger zieht hoite noch amoul dorch uns'rn Wechsl. Drnou wolln m'r 'n ejs uffbr'nn."

Helmseff verschwor sich hoch und teuer, daß er das nicht tue, denn er wolle sein Leben nicht einbüßen.

„Bis ne tumb", meinte Tamann darauf, „wenn 'ch bei d'r bin, possiert d'r nischt." Als der Geängstigte sich aber noch immer weigerte, setzte sein unheimlicher Gefährte drohend hinzu: „Doß de schoßt, wenn's bei mir knoll'n wird, sunst host's mit mir zu tun."

Richtig kam das „Gekaffze" wieder heran, und diesmal jagte es vor den beiden Wilderern vorüber. Helmseff wußte nicht, wie auf einmal sein Gewehr losgegangen war, als der Blitz vom Schusse des anderen aufleuchtete. Augenblicklich hatte alles „Gekauze" aufgehört, und als der Mond kam, sahen die zwei, daß viele Füchse und Dachse unter ihren Schüssen gefallen waren. Helmseff meinte erfreut, sie sollten den Tieren die Felle abziehen, aber Tamann, dem eine wilde Freude aus dem Gesichte leuchtete, schoß einen giftigen Blick nach ihm und sagte trocken, das möge er nur ja bleiben lassen. Nachher hat er übrigens seinen Gefährten noch auf einen anderen Stand geführt, auf dem dieser einen schweren Hirsch erlegen konnte. (Jahrbuch: 11, S. 68.)

### Sage 405.

In Neuwelt wohnte der Nachtjäger während der Winterszeit in einem geschlossenen Brechhäusel. Durch die Spalten des gemiedenen

Hauses sah man das Licht dringen und das „Gaffzen" von Waldjägers Meute unterschied man sehr merklich von dem Bellen der Dorfköter. Der Nachtjäger wurde nicht als Schreckgestalt angesehen, er galt als harmlos; niemandem tat er etwas zu leide. (Franziska Müller, Johannesberg.)

Sage 406.

Eine Frau begegnete in der Gegend von Schenkenhan dem Nachtjäger. Als die Frau sich bekreuzte, verwandelte er sich in eine Feuerkugel und zerplatzte.
(Festschrift zur Eröffnung des Turmes auf der Stephanshöhe, 1892, S. 24.)

Sage 407.

In Wurzelsdorf am „Hufeisenbrunnen" zeigen sich drei Hunde mit glühenden Augen.*) (Ebenda, S. 23.)

Sage 408.

In Schwarzfluß am „Langen Berge" hörte man den „Nachtjäger" jagen. Die Hunde bellten und der Jäger schlug an die Fichten an, daß es weithin zu hören war. (Stephan Friedrich aus Schwarzfluß.)

Sage 409.

In der Gablonzer Gegend hieß der wilde Jäger ebenfalls „Nachtjäger". Er ließ sein „Horidoh" und „Hussassah" häufig in den alten finsteren Wäldern erschallen. Manche „Buschgänger" haben mit Entsetzen berichtet, wie sie bei steter Gefahr, das Gesicht in den Nacken gedreht zu bekommen, von ihm aus dem Walde gehetzt wurden. Man erzählt, daß einst ein Mann hinter dem Kesselsteine dem vorüberziehenden Nachtjäger zugerufen: „Wenn du etwas trifft, teile mit mir!" Als der Mann dann zu Hause saß, flog auf einmal ein großes Stück Pferdefleisch durchs Fenster ins Zimmer, begleitet von einem spöttischen Gelächter.[11]) (Gablonz.)

*) Dieselbe Erscheinung, schwarze Hunde mit feurigen Augen, weisen die Sagen in Dr. Langers Volkskunde IV. Bd., S. 103, Nr. 60, und VI. Bd., S. 187, Nr. 118, beide aus Irschings, Bez. Stecken, auf.

Sage 410.

Vom Proschwitzer Kamme her sollte der Nachtjäger mit Hundegebell, Pferdegewieher und Hollageschrei über die Brandelschlucht hinziehen, so daß sich jeder beeilte, so schnell wie möglich aus der verrufenen Gegend fortzukommen, welcher bei Nacht das „Brandel" passieren mußte.[12])

(Gablonz.)

## Der Gablonzer Nachtjäger.

Sage 411.

Um Gablonz glaubt man ebenfalls an den Nachtjäger. Er soll in grünen Jägerkleidern und hohen Stulpstiefeln einhergehen mit Gewehr und Hirschfänger. Wenn er jagt, schreitet er langsam durch den Wald und läßt ein ganz eintöniges „Husch, husch" ertönen. Die Hunde laufen nicht, sondern kugeln sich auf dem Boden. Sieht ihn jemand gehen, so macht er geschwind ein Kreuz. Die Großmutter einer Gablonzer Wäscherin, Klara Halbich, will ihn gesehen haben. Ein Reichenauer Bauer war einmal so verwegen und rief dem Nachtjäger nach: „Husch, husch um die Hälfte!" Alsbald flog ein Pferdeviertel in die Stube; er griff es aber nicht an, sondern beseitigte es mit eisernen Stangen. (Gablonz.)

---

Aus Dr. Langers Deutscher Volkskunde, IV. Bd., S. 59. Mitgeteilt von W. Pfeiffer aus Gablonz in Grohmanns Aberglauben und Gebräuche, S. 4. — Das am Schlusse gebrauchte Mittel erinnert an „Stahl und Eisen" in der Sage Nr. 7. — Vergl. Grimm, Deutsche Sagen, 1891, Nr. 173.

Sage 412.

Die Juhre, wu de Leite nouch zoubn*) zun Rockn gingn, dou soußn amoul de Rockgänger ei dr Kunnerschdärfr Scholzerei beisomm und drzahltn. Daußn wors sehr windich und wies öm a zwölfe quam, wolltn se hejmgiehn. Ei dan kömmt a grußr Windstuß und ennr vu da Porschn sohte: „Ofn Komme joht ötz dr wölde Ja(i)gr." A andr lachte und prölte zur Türe naus: „Holb Port!" — und flugs rollte a Vörtl Pfarflejsch zun Fanstr rei; dos hotte dr wölde Ja(i)gr reigeschmössn. (K. R. Fischer, Gablonz; der Frau Anna Hübner, Reinowitz, nacherzählt.)

---

*) abends.

Sage 413.

Aber auch in den Wäldern des Bergzuges am linken Neißeufer trieb der wilde Jäger sein Unwesen. Herr Anton Ullmann in Kukan erzählte die Sage nach seiner Mutter in folgender Fassung:

Am Ende des vorigen Jahrhunderts (des 18.) war in der Gegend von Reichenau lauter Wald. Unterhalb der Gutbrunner Häuser stand im Walde eine einsame Hütte, wohin die Leute gern „zun Lichtn" gingen. Sie vertrieben sich dabei die Zeit mit Geschichtenerzählen und Scherzen. Einmal waren sie wieder beisammen, da nahm die Lustigkeit überhand. Um die zwölfte Stunde hieß es: „Jetzt wird der Nachtjäger bald kommen." Ein Bursche machte das Fenster auf und draußen hörte man ganz deutlich das Kläffen der Meute. Der Bursche rief hinaus: „Schaut, schaut, mir auch ein Stück!" Kaum war dies gesagt, flog ein Stück rohes Fleisch zum Fenster herein. Die Anwesenden waren starr vor Schreck und warfen es wieder hinaus, aber es kam gleich wieder zurück. Dies wiederholte sich, so oft sie es hinauswarfen. Sie hatten alle große Furcht und wußten sich keinen Rat. Da rief plötzlich das kleine Kind in der Wiege, das noch nicht reden konnte: „Streut nur Salz darauf!" Man befolgte diesen Rat und nun blieb das Fleisch draußen. Von den Lichtengängern aber ging diese Nacht niemand nach Hause.*)

(Seine Großmutter ist damals mit dabei gewesen und hat es immer erzählt.) (K. R. Fischer, Gablonz.)

## Von dem wilden Jäger.

Sage 414.

Der Sohn eines Waldhegers mußte eines Tages auf den Holzschlag gehen, um zu wachen, damit das Holz nicht gestohlen werde. Als er bis Mitternacht beim Feuer gesessen hatte, hörte er ganz deutlich das Aufeinanderschlagen der Holzscheite. Er schoß sein Gewehr ab, doch der Lärm wurde immer ärger, bis sich der Bursche aus dem Staube machte. Er eilte über Stock und Stein seinem Wohnhause zu. Als er am anderen Morgen auf den Holzschlag kam, war nichts zu sehen und alles lag an der richtigen Stelle. (Labau.)

(K. R. Fischer, Gablonz.)

*) Dasselbe Bannmittel weisen die Sagen Nr. 46 und 47 in Dr. Langers Deutschen Volkskunde, IV. Bd, S. 60, auf.

Sage 415.

Einst ging ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe nach Hause. Als er durch den Wald kam, begegnete er einem Jäger, der ihn um Feuer anhielt. Der Bauer gab ihm das Verlangte und bekam als Entlohnung eine Handvoll „Sechser". Als er daheim war, erzählte er sein Erlebnis und wollte zuletzt die „Sechser" zeigen, diese waren aber verschwunden. (K. R. Fischer, Gablonz.)

Sage 416.

Es wird erzählt, daß, wenn der wilde Jäger auf die Jagd ging und man zum Fenster hinausrief, er solle für einen auch etwas schießen, sogleich ein großes Stück Fleisch auf dem Fenster lag. Manche Leute mochten das Geschenk nicht annehmen und riefen deshalb zum Fenster hinaus, daß er ihnen noch roten Knoblauch dazu bringen solle; da er diesen nicht hatte, so mußte er sich den Braten wieder holen.

(K. R. Fischer, Gablonz.)

## Der Mann ohne Kopf.

Sage 417.

Bei der „elezchn Fichte" am Spitzbergsattel führt der Ober-Tannwald und Brand verbindende Weg vorbei. An dieser Stelle traf der alte „Glöcktöppr", ein Bauer aus Ober-Tannwald, einen Mann ohne Kopf. Die Erscheinung zog einen Handschlitten hinter sich her. Der furchtlose Bauer folgte dem Manne und als er ihn beinahe fassen konnte, erhob sich ein „Sturzwind", eine Finsternis brach plötzlich ein und Mann und Schlitten waren verschwunden. Der Bauer kam vom Wege ab und erst nach stundenlangem Herumirren in den Spitzbergwäldern fand er den Heimweg. (Franz Prediger, Ober-Tannwald.)

## Eine ähnliche Sage.

Sage 418.

Auf Schwarzfluß zu — hieß es — äffte es. Als einst ein Urlauber von der Tanzmusik nach Hause ging, sah er vom Wasser herauf einen Mann auf sich zukommen, der den Kopf unter dem Arme trug;[12]) die Erscheinung kam so nahe an ihn heran, daß sie an ihn anstreifte. Der Soldat griff nach seinem Säbel, vermochte ihn aber nicht zu ziehen, denn der Schreck hatte ihm die Kraft gelähmt. Ganz verstört

kam der Verfolgte nach Hause, rückte den anderen Tag zu seinem Truppenkörper ein und nach drei Tagen kam die Nachricht, daß er verschieden sei.

(Stephan Friedrich aus Schwarzfluß; der betroffene Soldat war sein Verwandter.)

## Anmerkungen.

[1]) G. Leutelt, Die Königshäuser, S. 81.

[2]) Anton Posselt, Manuskript, S. 38.

[3]) K. R. Fischer, Gablonz.

[4]) Vgl. Cogho, Volkssagen: Der Nachtjäger und der Mann ohne Kopf, S. 9—20. — Über den wilden (Nacht-)Jäger im Riesengebirge siehe insbesondere auch Dr. Langer, Deutsche Volkskunde, IV. Bd., S. 55 u. ff.

[5]) In der Nähe des Saalberger Forsthauses (Riesengebirge) ging der Nachtjäger wie ein Förster gekleidet: grüner Rock mit vier Reihen Knöpfen, sehr kurze Hosen, die Flinte umgehängt, den Kopf mit einem schwarzen Federhut bedeckt. (R. Cogho, Volkssagen aus dem Riesen- und Isergebirge, S. 12.) Auch auf der österr. Seite des Riesengebirges wurde er oftmals als Jäger gesehen. (Vgl. Hohenelber Heimatkunde, 713—718.)

[6]) Ebene.

[7]) Pfarrebene, flacher Feldstrich an der Neudorfer Grenze.

[8]) Andreas Böhm.

[9]) P. Franz Starray, welcher von 1785—1822 in Christianstal als Lokalist lebte und allgemein unter dem Namen „Der Hüttenpater" bekannt war. (Darüber im Jahrbuch V, 21.)

[10]) „Taman": So hieß ein Mann aus dem Kamnitztale. Er verstand sich auf geheime Künste und war deshalb gefürchtet. Wir hören von ihm noch an anderer Stelle. (Siehe Jahrbuch XI, 67—68.)

[11]) Benda, Geschichte der Stadt Gablonz, S. 467.

[12]) Benda, ebenda, S. 560. (Schluß folgt im nächsten Hefte.)

# Schriftentausch

zwischen der Deutschen Volkskunde aus dem östlichen Böhmen und folgenden Veröffentlichungen:

I. In Österreich-Ungarn.

1. **Zeitschrift für österreichische Volkskunde.** Organ des Vereins für österr. Volkskunde in Wien. Von Prof. Dr. Michael Haberlandt, Wien.
2. **Unser Egerland.** Blätter für Egerländer Volkskunde. Von Alois John, Eger.
3. **Egerer Stadtarchiv,** Archivdirektor Dr. Karl Siegl, Eger.
4. **Karlsbader Stadtarchiv,** Archivdirektor Dr. Karl Ludwig, Karlsbad.
5. **Publikationen des Mährischen Landesarchivs** in Brünn.
6. **Mitteilungen des nordböhmischen Exkursionsklubs.** Von Professor Dr. F. Hantschel, Leipa.
7. **Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Schriftleiter Dr. Aug. Prinzinger, Salzburg.
8. **Altvater.** Organ des mährisch-schlesischen Sudeten-Gebirgs-Vereines. Von Adolf Kettner, Freiwaldau.
9. **Der Gebirgsfreund.** Zeitschrift des Österreichischen Gebirgsvereins. Von Hugo Gerbers, Wien.
10. **Erzgebirgszeitung.** Herausgegeben vom Nordböhmischen Gebirgs-Vereins-Verbande in Teplitz, geleitet von Josef Brechensbauer.
11. **Das deutsche Volkslied.** Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Herausgeg. von dem deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, unter der Leitung von Dr. Josef Pommer, Hans Fraungruber und Karl Kronfuß.
12. **Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn.** Von Prof. Dr. Anton Herrmann, Budapest.
13. **Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde.** Redigiert von Dr. Schullerus in Hermannstadt, Verlag v. W. Krafft, Hermannstadt.
14. **Mitteilungen des Vereines für Heimatkunde des Jeschken-Iergaues,** Reichenberg i. B. Schriftleiter Anton Ressel.
15. **Deutsche Heimat.** Blatt für deutsche Volkskunde und Kulturgeschichte in Österreich. Herausgeg. vom Vereine „Deutsche Heimat", Wien, Schriftleiter Dr. Eduard Stepan.
16. **Nachrichten des Museums für Kunst, Industrie und Gewerbe im Ostrau-Karwiner Revier.** Im Auftrage des Kuratoriums herausgegeben von Prof. Dr. Rud. Prisching, Mähr.-Ostrau.
17. **Zbornik za život i običaje južnih Slavena (Archiv für Leben und Sitten der Südslaven).** Herausgeg. von der Südslavischen Akademie für Wissenschaft und Kunst in Agram, redigiert von Dr. Drag. Boranič.
18. **Mitteilungen zur Volkskunde des Schönhengster Landes.** Herausgeg. vom Vereine für Fortbildung des Handels- und Gewerbestandes in Mähr.-Trübau.
19. **Anzeiger der ethnographischen Abteilung des Ungarischen National-Museums.** (Deutsche Übertragung der Quartalsschrift: A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Osztályának Ertesítöje). Verlag des ungarischen National-Museums, redigiert von Dr. Willibald Semayer, Budapest.
20. **Národopisný Věstnik Československý.** Herausgegeben vom čechoslavischen ethnographischen Museum in Prag, redigiert von Johann Jakubec, A. Kraus und J. Polivka, Prag-Smichow.
21. **Za starou Prahu.** Věstník klubu za starou Prahu. Herausgegeben vom Klub für Alt-Prag in Prag I, redigiert von Paul Janák.

II. Im deutschen Reich.

22. **Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums.** Herausgegeben vom Direktorium, Nürnberg.
23. **Zeitschrift des Vereins für Volkskunde.** Unter Mitwirkung von Dr. Johannes Bolte herausgegeben von Fritz Boehm, Berlin.
24. **Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde.** Von Dr. E. Mogk und Prof. Dr. H. Stumme, Dresden, Leipzig.
25. **Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde.** Herausgegeben von F. Vogt, Breslau.
26. **Mitteilungen und Umfragen zur bayerischen Volkskunde.** Herausgegeben im Auftrage des Vereins für bayerische Volkskunde und Mundartforschung von Prof. Dr. Oskar Brenner, Würzburg.
27. **Bayerischer Heimatschutz.** Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München.

28. **Heſſiſche Blätter für Volkskunde.** Von Prof. Dr. Karl Helm, Gießen.
29. **Deutſche Gaue,** Zeitſchrift für Heimatsforſchung und Heimatskunde. Herausgeber C. Frank in Kaufbeuren, Bayern.
30. **Zeitſchrift des Vereins für rheiniſche und weſtfäliſche Volkskunde.** Herausgeg. im Auftrage des Vereins von K. Prümer und Prof. P. Saratori in Dortmund, O. Schell in Elberfeld und K. Wehrhan in Frankfurt.
31. **Alemannia.** Zeitſchrift für alemanniſche und fränkiſche Geſchichte, Volkskunde, Kunſt und Sprache. Herausgeg. von Friedrich Pfaff. Neue Folge. Freiburg i. B.
32. **Zeitſchrift für deutſche Mundarten.** Im Auftrage des Vorſtandes des Allgem. Deutſchen Sprachvereins herausgeg. von Prof. Otto Heilig und Dr. Hermann Teuchert, Berlin.
33. **Schleſien.** Illuſtrierte Zeitſchrift für die Pflege heimatlicher Kultur. Zeitſchrift des Kunſtgewerbe-Vereins für Breslau und die Provinz Schleſien, Breslau.
34. **Der Wanderer im Rieſengebirge.** Zeitſchrift des deutſchen und öſterreichiſchen Rieſengebirgsvereins. Schriftleiter Prorektor Prof. Dr. Roſenberg in Hirſchberg in Schleſien.

III. In der Schweiz.

35. **Schweizeriſches Archiv für Volkskunde.** Vierteljahrsſchrift. Von Ed. Hoffmann-Krayer, Baſel.

IV. In Schweden.

36. **Svenska landsmal ock svensk folklif.** Tidskrift utgifven på uppdrag af landsmålsförening arna i Uppsala, Helsingfors ock Lund. Stockholm, herausgeg. von Prof. J. A. Lundell in Upſala.

V. In Norwegen.

37. **Aarsberetning des Norsk Folkemuseum.** Chriſtiania.

VI. In Belgien.

38. **Biekorf.** Dat is een leer- en leesblad, voor alle verſtandige Vlamingen. Von Prof. Dr. L. de Wolf, Oſtende.

VII. In Bulgarien.

39. **Iwiestia na etnographiskia Museu w Sophia.** Redakteur A. Marinow, Sofia.